HEFT 9 SEPTEMBER 1985 6,- DM C 4143 E

Konkret

Magazin für Politik und Kultur

Der Pate Craxi

Gelber Regen

Labour im Tran

Türken unter Wölfen

Kindertee bricht Zähne

Nitribitt lebt!

Geisel in Nicaragua

Neue Siege über Vietnam

LACHHAFT

in konkret September 1985

von Konkret

an Konkret

Dr. Heiner Gaidsler von Hermann L. Gremliza

Die Orgie promisken Analverkehrs spielte sich in aller Öffentlichkeit ab: Die Objektive von hundert Fernsehstationen drangen in den Darm des Präsidenten. HTLV war mit seinem 3. Kanal am dichtesten dran. Die Seuche wurde manifest: eine erworbene Abwehrschwäche des Informationssystems .

Magazin

Die neue HeiterkeitEin glücklicher Versuch, endgültig beliebig zu sein von Hans Ulrich Reck

Der Ausdruck »neue Heiterkeit« verdankt sich dem wiederholten Zusammentreffen mit meinem Freund K. M. am typischen, von Eckhard Henscheid in der »Trilogie des laufenden Schwachsinns« so treffend charakterisierten Infantilentisch in einem unbeschreiblichen Lokal einer etwas seltsamen Gegend. Der Infantilentisch ist dadurch gekennzeichnet, daß an ihm Leute sitzen, die sich ständig beklagen und das abwechselnd mittels des Wörtchens »genau« bekräftigen. Der Infantilentisch steht nach E. H. immer rechts vom Eingang in der Ecke. Genau dort.

Die USA brauchen den Krieg von Noam Chomsky, Heinz Dieterich

Der US-amerikanische Sozialwissenschaftler Noam Chomsky gehörte zu den Zeiten des Vietnam-Krieges zu den erbitterndsten Gegnern der US-Regierung. Heinz Dieterich sprach mit ihm für KONKRET über die jetzige US-Politik in Mittelamerika

Miskitos wollen ihre Ruhe von Warner Poelchau, Regine Schmemann

19 Tage lang war die westdeutsche Biologin Regine Schmemann in den Händen eines MISURA-Kommandos. Erst in Nicaragua, dann in Honduras. Über ihre Eindrücke in Nicaragua, ihre Erfahrungen in der Gefangenschaft sprach mit ihr für KONKRET Warner Poelchau

Soll & Haben von Hermann Sülberg

Das Frankfurter Westend - Eine Bestandsaufnahme in Wort und Bundbild

Kabel-Bruchpiloten von Günter Herkel

Zeitgleich mit der Internationalen Funkausstellung startet dieser Tage in West-Berlin das letzte von vier Kabel»pilot«-projekten. Die ihnen von der Kabel-Lobby zugedachte Funktion haben diese »Versuche« bereits erfüllt: als Wegbereiter kommerziellen Rundfunks, als Testmarkt für die Fingerübungen der Medienkonzerne, als ruinöse Veranstaltung für Kabel-Abenteurer.

Die britische Wende von Sabina Norton

Seit Antritt der konservativen Regierung im Mai 1979 befindet sich Großbritannien in einer Radikalkur. In keinem anderen Land Europas ist der Kampf gegen die Institutionen und Werte der liberalen Phase des Nachkriegskapitalismus so weit gediehen wie hier. So zügig wie Thatcher hat es nur noch Ronald Reagan vermocht, die Umerziehung der Nation in Angriff zu nehmen

Italienische Ruhe von Carl L. Guggomos

Italien döst vor sich hin. Nicht nur in den Sommermonaten. Der Elan der frühen Siebziger ist dahin, die KP liegt seit der Aufkündigung des »Historischen Kompromisses« danieder, die DC ist gefestigt und über allem ruht die glättende Hemdsärmeligkeit des Bettino Craxi und der PSI, die immer wieder eine neue

Stabilität verspricht und doch die politische Lethargie nur noch steigert.

Lüneburger Folter von Otto Köhler

Westdeutsche Gerichte entwickeln ein feines Gespür für Folter. Wenn sie sein muß, dann muß sie eben sein – wenn auch vorerst nur in der Türkei. So wird mancher, der in der BRD um Asyl als politisch Verfolgter nachsucht, abgewiesen. Der 11. Senat des Lüneburger Oberverwaltungsgerichts legte eine besonders beeindruckende Begründung hin.

Unter Wölfen oder: In Anatolien ist alles beim Alten von Michael Weisfeld

In den siebziger Jahren hatten türkische Gastarbeiter in ihrer Heimat hunderte von Betrieben als Arbeitnehmergesellschaften gegründet. Im vergangenen Jahr, als die Bonner Ausländerpolitik eine Rückkehrwelle provozierte, war von diesen Gesellschaften kaum noch etwas übrig.

Die RegenmacherGeschichte einer Giftkrieg-Kampagne von Michael Kunitzsch

Seit Ende der siebziger Jahre geht das Gerücht, die Sowjets versprühten Bio-Kampfstoffe in Laos und Kambodscha. Tausende sollen Opfer des »Gelben Regens« geworden sein. Jetzt steht fest: Die Regenmacher sitzen nicht in Moskau. Und was vom Himmel fällt, ist Scheiße

Die Reise nach Emden von Horst Tomayer

Ein Haus-Aufsatz von Horst Tomayer, Klasse 9b

Neue Siege über Vietnam von Corinne Schelbert

Zehn Jahre lang gab die Niederlage Stoff nur für ein paar halbherzige Antikriegsfilme. Nun zeigt Hollywood den Schlaffis in Washington, wie der Krieg doch hätte gewonnen werden können. Jüngster Sprechproben-Scherz des Präsidenten: »Seit 'Rambo' weiß ich, was ich das nächste Mal zu tun habe.«

Rosemarie Nitribitt von Christel Dormagen

Mit ihrem Namen verknüpft sind die noch immer gehenden Fünfziger-Jahre-Themen: Geld und Sex, Gewalt und Politik, Glück und Tod. Von den reinen Mythen der PKW-Hetäre zehrt die Revival-Kultur. Buch und Film zirkulieren wieder, und das TiWi ist mit einer »eigenen Geschichte« zur Stelle

Mutti, Mutti! - Er hat überhaupt nichts zu bohren von Frieda Geier

Kinderzähne – kaum da, sind sie schon wieder weg. Zerfressen von Zucker. Und den gibt's reichlich und reichlich früh. Zum Beispiel im Fertig-Tee aus der Flasche. Über dessen höhlende Wirkung streiten sich Moritz, 5, und Milupa.

Mark Twain - Unbehagen an einer Legende von Gerd Alfred Petermann

»Hey, ich bin ein Körper!« von Till Briegleb

Über Noice-Music

Notizen

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 09/85, S. 4

von Konkret

1. Damit es nicht nur den beharrlichen Lesern des Impressums auffällt: Mit dieser Ausgabe ist das Rotations-Prinzip für das Kultur-Ressort in KONKRET vorläufig abgebrochen. Für die Kultur ist jetzt verantwortlich Michael Kunitzsch. Die Erfahrungen mit Wolfgang Pohrt, Hermann Peter Piwitt, Christel Dormagen, Günter Amendt und dem Duo Ernst Kahl & Horst Tomayer, die jeweils für maximal vier Monate die Kultur in KONKRET gemacht, organisiert und geprägt hatten, lassen den einfachen Schluß zu: jeder für sich in seiner Zeit spannend, so aufregend wie anregend, doch alle zusammen weniger Wettkampf als erhofft, kaum Dialog und Streit über die je einzelne, zeitliche limitierte Verantwortlichkeit hinaus. In dieser Form wird es keine Fortsetzung geben. Offen bleibt die Möglichkeit der Gastredakteure, offen bleibt natürlich das Blatt den Rotierern überhaupt. Ansätze finden sich bereits in dieser Ausgabe: Ernst Kahl »Kongretchen« neben Horst Tomayers »Otto« und Christel Dormagens »Nitribitt«.

2. Die »Passauer Neue Presse«, die sich nicht ohne Grund an diesem Ort finsterster reaktionärer Politik halten kann, meint entdeckt zu haben, wie KONKRET finanziert wird. In der Ausgabe vom 3.8.1985 schrieb das Blatt:

»Hermann L. Gremliza, Herausgeber von 'Konkret' und Sozialist, hat einen neuen Umgangston unter Genossen eingeführt. Über den früheren Gewerkschaftsvorsitzenden und Bundesminister Georg Leber schrieb er in seinem Blatt: 'Am Tag, als Boenisch seinen Schreibtisch räumte, trat ein ganz anderer Ehrenmann vor den Deutschen Bundestag, um in einer Rede zum Tag der Einheit die nicht ganz neue Erkenntnis zu erhärten, daß der ehemalige Vorsitzende der Bauarbeitergewerkschaft nicht nur ein Reaktionär, sondern und vor allem ein Depp ist. Konkret zeichnet sich dadurch aus, daß sozialdemokratische Verlage und Zeitschriften durch Anzeigen zur Finanzierung beitragen. «

Verlage und Zeitschriften – schön dieser Plural, der die Entwicklung der letzten Jahre und Jahrzehnte wegzuschummeln sucht, um so zu tun, als ließe sich dort, wo nichts mehr ist, auch besonders viel holen: Anzeigen. Die »Passauer Neue Presse« hat es da einfacher: sie kann sich auf den real existierenden Kapitalismus stützen.

3. Ganz kleiner Erfolg gegen den real existierenden Kapitalismus: Die Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften hat die Werbung für die Münz-Serie »1939 bis 1945 Schicksalsjahre Zweiter Weltkrieg« untersagt. Die Prüfstelle, die auf Antrag des Kreisjugendamtes Würzburg tätig geworden war, indizierte die Werbung für die Münzen als »NS-Verherrlichung«. Für die Münz-Serie war in einer Reihe von Fernsehprogramm-Beilagen für Tageszeitungen geworben worden. KONKRET 6/85 hatte auf diese Werbung aufmerksam gemacht.

4. In der ARD-Sendereihe »Rück-Sichten« bemühte sich am 10. August Fritz Pfeiffer um die Darstellung der »Spiegel«-Affäre und ihrer Folgen. Eine der Folgen: die Staatsanwaltschaften zieren sich heute eher, wenn es um große Verlagshäuser geht, aber legen gewaltigen Elan an den Tag bei kleineren Zeitungen und Zeitschriften. In den vergangenen zehn Jahren wurden 248 Ermittlungsverfahren gegen Zeitungen und Zeitschriften eingeleitet. Dabei kam es zu 34 Beschlagnahmungen, sechs Haftstrafen und 23 Geldstrafen bis zu 10.000 Mark im Namen des Volkes: KONKRET war einige Male dabei und ist immer noch dabei: Langemann will Zeilenhonorar (KONKRET 8/85), »Zur Frage der Beleidigung durch satirische Darstellung eines Menschen als Schwein« – so der wunderschöne Titel in der NJW, Heft 28/1985, Seite 1554 f – ist die endgültige Antwort durch das Hamburger Landgericht (KONKRET 3/85) doch nicht gegeben worden: Uwe Maeffert hat Verfassungsbeschwerde gegen die letzte Entscheidung eingelegt. Für Unterhaltung ist hier also auch weiterhin gesorgt. Nicht mehr offen ist, ob der »Rammjäger« Dahl oder der Protokollant Horst Tomayer (KONKRET 6/85 und 8/85) menschenverachtende Gesinnung an den Tag legten: die Staatsanwaltschaft beim Landgericht Hamburg hat, nachdem sie sich erst einmal für fünf Mark ein Heft gekauft hatte, das Ermittlungsverfahren eingestellt.

5. Über Bemühungen der teutschen Filmemacherin Leni Riefenstahl, sich durch ein teutsches Gericht in Freiburg reinwaschen zu lassen von der Mitverantwortung an der Deportation von 60-80 Zigeunern, die die Riefenstahl erst für »Tiefland« als Statisten selektioniert hatte, ehe sie dann doch in Auschwitz ermordet worden waren berichtete KONKRET in Heft 2/85. Das Gericht hat die Klage der Riefenstahl gegen Nina Gladwitz in drei von vier Punkten abgewiesen, aber in einem Punkt stattgegeben: danach müßte – falls das Urteil rechtskräftig wird – Nina Gladwitz aus ihrem Film all jene Aussagen von Zigeunern herausschneiden, in denen von dem Versprechen der Riefenstahl die Rede ist, sich für die Zigeuner und für ihre Befreiung aus dem Konzentrationslager einzusetzen. Was nichts anderes heißt als: Zigeuner lügen sowieso. Vor dem Prozeß schon hatte die Riefenstahl optimistisch geäußert, daß »wir mal sehen wollen, wem das Gericht mehr glaubt, mir oder den Zigeunern.« So wie die Dinge jetzt stehen, hat die teutsche Filmemacherin schon da ein sicheres

Gespür für die Urteilskraft teutscher Gerichte gehabt. Nina Gladwitz hat angekündigt, in die Berufung zu gehen. Denn, so Nina Gladwitz »ich bin nicht in der Lage, einem Gericht vierzig Jahre nach Kriegsende dabei behilflich zu sein, das Grauen durch Schnitte in einem Film zu beseitigen, denn für die Überlebenden ist es nicht zu beseitigen, mit keinem Schnitt in einem Film, durch keine Verdrängungssucht, das Grauen ist für diese Menschen aber auch nicht durch ein Gericht zu beseitigen.«

6. Über die Beliebtheit von KONKRET in gewissen Kreisen dieser Republik werden wir regelmäßig informiert durch Zuschriften, deren durchweg anonyme Schreiber es einfach nicht fassen wollen, daß es KONKRET als ein Presseorgan der Linken in diesem Lande immer noch gibt. Das Mindeste, was da entgegenkläfft und herumgeifert: »Rotfront verrecke«. Was ist, wenn nicht?

Konkret 09/85, S. 5

an Konkret

GLOTZEN

KONKRET 8/85: Titelseite

Das Titelfoto 8/85 ist spitze! Warum kein Poster davon machen?

Noch ein kleiner Sinnspruch:

Wo im Norden raue Winde wehen, da kühlt ein grünes Fontainelein den heißen Stein des Klassenkampfes. Hieß es nicht: »Glotzen statt gleckern?«

MARTIN ROTH

ZÜRICH

TEUFEL

KONKRET 8/85: »Unschuld und Sühne« von Hermann L. Gremliza

An Gremliza

Wie zum Teufel schafft er es, seinen Kommentar immer, aber auch immer, auf eine Seite zu begrenzen.

Was ist wichtiger Inhalt oder Form!!! Aber das betrifft nicht nur ihn oder nur KONKRET, es handelt sich hierbei mehr um ein allgemeines Medien-Problem, was natürlich kein Grund wäre den Unsinn mitzumachen.

Das Resultat sollte einem zu denken geben: ein Kommentar pro Monat, wie auf Bestellung, egal wie.

PETER PERZBORN

KÖLN

H. L. Gremliza – ansonsten spitzfindiger Kritiker des »gedankenlosen Umgangs mit der deutschen Sprache« – schreibt in KONKRET 8/1985:

»Berichtet die Klage von Terror, von unschuldigen Opfern und sinnlosem Blutvergießen, dann sind die Leichen *weiß...«* Dagegen in Südafrika: »Die *farbigen* Opfer des Blutvergießens, die nicht unschuldige eines sinnlosen genannt werden, verscharrt man in Massengräbern.«

Wir sehen: Es gibt zwei Arten von Menschen, die weißen und die farbigen; weiß ist also keine Farbe. Oder was heißt das sonst? Wann spricht sich eigentlich auch bei uns herum, daß genau in dieser Unterscheidung »weiß/farbig« die Sonderstellung des Weißen (weiß ist »normal«, alles andere »gefärbt«) explizit herausgestellt wird? Was hielte H. L. Gremliza davon, wenn ihn ein Schwarzer – mit gleichem Recht – aufgrund der Differenzierung »schwarz/farbig« als Farbigen bezeichnete? Übrigens: In Großbritannien gilt es als Beleidigung, eine(n Schwarze(n) »coloured« zu nennen.

GÜNTHER GRUNERT

OSNABRÜCK

Ich war von der Wahrhaftigkeit des Artikels sehr betroffen und habe ihn als »Basisinformation« in Kopie an viele Leute weitergeleitet.

Mir fiel (ich bin Schauspieler) ein Satz von Peter Weiss wieder ein, den ich in seinem Stück »Hölderlin« einmal zu sagen hatte: »Jahrhundertelang haben die Gewaltherren auf die Schwachen eingeschlagen und jetzt, da die sich endlich zur Wehr setzen, da hebt ein humanistisch' Getön an, es dürft' nicht sein, daß die Geknechteten zum Faustrecht greifen«.

CHRISTOPH HOFRICHTER

STUTTGART

BERÜCHTIGT

KONKRET 8/85: Von Herbert Kunisch »Atombomben – die BRD hat sie nicht, sie baut sie nur«

Es dürfte interessieren, daß deutsche Firmen zukünftig auch an der Atombombenherstellung der VR China beteiligt sein dürften.

Es handelt sich um den berühmt-berüchtigten Export deutschen Atommülls, der ja nach China gehen soll, was von deutschen und chinesischen Stellen zu Recht dementiert wird. Zu Recht? Zu Recht, denn die VR China wird *keinen Atommüll* erhalten, sondern ist bereit, *bestrahlte Brennelemente zu* lagern und wiederaufzuarbeiten .

Die bestrahlten Brennelemente werden exportiert von der INTERNUKLEAR SERVICE GESELLSCHAFT FÜR INTERNATIONALE ENTSORGUNG MBH, Düsseldorf, dessen Gesellschafter die

Alfred Hempel GmbH + Co KG, Düsseldorf,

Nukem GmbH, Hanau, und

Transnuklear GmbH, Hanau, sind. Verträge zwischen dieser Firma in der BRD und der CHINA NUCLEAR ENERGY INDUSTRY CORPORATION, Beijing, sind abgeschlossen. Die 1. Lieferung beträgt 150 t. Weitere bis zu einem Gesamtvolumen von 5000 t sind geplant.

Die bestrahlten Brennelemente haben folgende Zusammensetzung: 97% Uran, 0,5% Plutonium, 2,5% radioaktive Spaltprodukte.

Für den Abschluß dieser Verträge waren keine Genehmigungen erforderlich, wohl aber für den eigentlichen Export, die sowohl von der Bundesregierung als auch von Euratom, Brüssel, erteilt werden müssen.

Die Haltung der Bundesregierung (zunächst gegen den Export) hat sich inzwischen gewandelt, und die Fa. Internuklear ist sicher, beide Genehmigungen zu bekommen.

Für alle obigen Angaben sind dokumentarische Beweise in unserem Besitz.

MICHAEL ALEXANDER

TIBET INFORMATIONS-DIENST

LANGENFELD

Die dargelegten Fakten, wonach die Bundesrepublik und Bundesregierung maßgeblich dafür verantwortlich zu machen sind, daß zahlreiche Staaten der »3. Welt« zu Atomwaffenstaaten »auf«-rückten, sind hilfreich für Friedensinitiativen und Aktionsgruppen. Auf zwei Fehler des Autors möchte ich jedoch aufmerksam machen: er schreibt, daß die Bundesrepublik sich dadurch auszeichnet, »daß sie ein beschränkt souveränes Land ist, daß selbst keine Atomwaffen besitzen darf, aber seit den Anfängen der Republik versucht, dieses Verbot zu umgehen.« Im Rahmen der Pariser Verträge (vgl. WEU-Vertrag) hat die BRD sich meines Wissens vertraglich nur auf die Klausel fixieren lassen, daß u. a. die Herstellung von Atomwaffen auf dem Boden der Bundesrepublik untersagt ist (mindestens bis 2004). Wieweit die These empirisch abgestützt ist, daß von Anfang an »die Bundesrepublik« versucht habe, diese politische (unausgesprochen erzwungene) Übereinkunft zu umgehen, mag ich dahingestellt lassen (was bedeutet »besitzen«: national unabhängige Verfügbarkeit?)

Der Angriff des Iraks auf den Iran erfolgte übrigens nicht 1979, sondern fast zeitgleich zur Konferenz zur Überwachung des Nichtverbreitungsvertrags im September 1980.

Wir werden nicht zuletzt durch KONKRET und durch einen Beitrag wie den von Kunisch elementar informiert, stärker werden wir, wenn auch die Kleinigkeiten stimmen.

INGO ZANDER

KERPEN-HORREM

HÜFTSCHUSS

KONKRET 8/85: »Backbord ist rechts, die Sozialdemokratie wendet« von Wolfgang Schneider

Wolfgang Schneiders Einstieg in die Analyse des gegenwärtigen Zustands der SPD war ja noch recht vielversprechend, – sobald er aber daran geht, die angebliche sozialdemokratische Wende zu beweisen, schmiert er jämmerlich ab.

Nicht daß der Artikel schlecht geschrieben ist! Nein, manchem ging das wohl runter wie Öl, sind doch die Zitate aus Lafontaines Buch klug in die Textintention des Autors eingepaßt, und da wo es mal nicht so hinhaut, werden hüftschußschnell sog. implizite Behauptungen präsentiert. Hierzu nur ein Zitat, das Schneider wohl übersehen haben muß: »Demnach wäre der Geist des sozialistischen Gemeinwesens mehr in einem System der Arbeiterselbstverwaltung als in

einem der Staatswirtschaft zu suchen. Linkssozialisten, Rätekommunisten, Anarchosyndikalisten und wer sonst auch immer sich in der Vergangenheit zum linken Flügel der deutschen Arbeiterbewegung bekannte, wurden nicht müde zu betonen, daß die geforderte Vergesellschaftung der Produktionsmittel keineswegs mit der Verstaatlichung der Wirtschaft identisch sein könne. Die Entwicklung des realen Sozialismus hat ihnen recht gegeben. Die Hoffnung, daß der entmündigte Mensch durch die Verstaatlichung der Wirtschaft wieder in die Verantwortung gesetzt werden könne, hat getrogen. Eine Vergesellschaftung der Produktionsmittel ohne die politische und betriebliche Demokratisierung der Entscheidungsprozesse, ohne die Garantie der Menschen- und Bürgerrechte, ändert so gut wie nichts an den Herrschafts- und Ausbeutungsverhältnissen. Es wechseln nur die Machteliten.« (S. 166)

RÜDIGER F. CWIELONG

SAARBRÜCKEN

Unterstellen wir ruhig, daß Wolfgang Schneiders Kritik an der SPD weitgehend berechtigt ist. Dann ist er uns aber einen zweiten Artikel schuldig, in dem er in gleicher Ausführlichkeit darstellt, wie seiner Ansicht nach eine richtige Politik aussehen müßte, damit die SPD mit oder ohne Grüne 1987 die Mehrheit erringt.

Niemand von uns kann schließlich ein Interesse haben, daß der jetzt regierende Bürgerblock weitere 4, 8 oder 12 Jahre an der Macht bleibt .

ALFRED MOOS

ULM

Vergessen wir nicht: Die SPD nahm Ende der 50er Jahre endgültig Abschied von der traditionellen Arbeiterbewegung und damit auch von ihrer eigenen Herkunft, und dieser Abschied geschah gewissermaßen bewußtlos. Mit anderen Worten: es stellt sich auch zukünftig die Frage, wie haltbar die »neue« SPD in gesellschaftlichen Krisenzeiten sein wird . . .

KARL KIRCHNER

WÜRZBURG

»Satire«, he?

Ich denke, wer rechts und links verwechselt (und sei es auch nur »zum Spaß«), darf noch nicht mal Auto fahren... Das ist das Gute an der Meinungsfreiheit: jeder kann sagen, was er will – selbst, wenn es der totale Blödsinn ist.

Haben die KONKRET-Leute ein Sommerloch oder sonstige Flaute?

O – weia!

IRMGARD ALFKEN

BREMEN

Der bedenklich rechte Kurs der heutigen Sozialdemokratie gemahnt an ihren Zustand am Ende der Weimarer Republik, wie ihn Carl von Ossietzky (1889-1938) sah:

»Sozialismus bei der Sozialdemokratie suchen, nein, das hieße, von einem Brombeerbusch Bananen verlangen... Die Sozialdemokratie ist von ihrer genialen Führung ganz sacht nach rechts kutschiert worden. Wo werden die ahnungslosen Genossen, die ihren Lenkern gehorsam vertrauen, eines Tages aufwachen? ... Die Sozialdemokratie aber ist auf die Rekrutierung von links angewiesen... Wenn die Sozialdemokratie den demokratischen Staat retten will, muß sie ihn neu schaffen, muß sie aber auch ganz andre Trümpfe ausspielen als bisher. Das aber ist nur möglich, wenn sie in die Urgründe sozialer Rebellion zurückgeht, denen sie ihre Existenz, ihren gewaltigen Auftrieb in der Vergangenheit verdankt.«

HANS WITTEK

LEUTKIRCH

Nach dem Erfolgstrend der Grünen schaffte Lafontaine einen vernichtenden Wahlsieg über die Grünen und ließ die Konservativen abgeschlagen im Feld liegen. Die der SPD fehlenden Wähler sammelte er bei den Grünen (womöglich linken) und auch konservativen Ökologen. Dieser Trend kann aber nur eine Wahlperiode anhalten. Hat Lafontaines Partei Ökologie, Soziales und Abrüstung wirklich als Zielvorgabe? Seit 1914 hat sie bewiesen, daß sie nichts von Marx und linken Theoretikern hält. In Krisenzeiten hat sie jedesmal die Massen davon abgebracht, ihre Ausbeuter zur Verantwortung zu ziehen. Sie war sogar Vorreiter der Reaktion in Maßnahmen der Rüstung und Unterdrückung, aber immer mit biederem

Blick auf die Volksgenossen. Was anderes hat Lafontaine bei seiner Wahlwerbung nicht versprochen, jedoch wer will schon zwischen den Zeilen lesen? Das hat Wolfgang Schneider in KONKRET 8/85 getan. Trefflicher und genauer konnte dieser Wahlerfolg nicht dargestellt werden.

JOSEF KRÖN

GEMEINDERAT DER GRÜNEN

LAPPERSDORF

ZUM ERSTEN,

ZUM ZWEITEN

Über Euer letztes Heft habe ich mich zunächst sehr geärgert. Zum einen über die wieder mal geringere Seitenzahl, die mir den Preis von 5,- als immer weniger angebracht erscheinen läßt.

Zum zweiten über die angekündigte Preiserhöhung um 20%, die mit einem geschmacklosen Bekennerbrief verkauft wird,

Zum dritten hat mich die Aufmachung der Titelgeschichte über die SPD geärgert, weil sie typisch ist für die mir immer elitärer und destruktiver erscheinende Tendenz von Euch über alles Oppositionelle herzufallen, weil es nicht die reine Lehre vertritt. Über Grüne wird nur noch polemisiert, von Kommunisten (fast) nicht berichtet, und Sozialdemokraten driften natürlich nach rechts ab.

Auf welche Kraft setzt Ihr eigentlich?

Beim Lesen des Artikels hat sich mein Eindruck etwas verändert. Die Analyse der zitierten Aussagen von Lafontaine, Glotz, Steinkühler und Rappe ist mir größtenteils einleuchtend.

Trotzdem halte ich die Konstruktion einer Verbindungslinie von Lafontaine zu Rappe für nicht gerechtfertigt.

Immerhin ist Lafontaine auch schon zur Regierungszeit der SPD gegen den NATO-Doppelbeschluß gewesen und ist dies auch heute als Ministerpräsident. Nur weil er heute Ministerpräsident ist, heißt dies doch nicht Preisgabe *seiner* früheren Positionen und »Abdriften« von links.

Zum Schluß aber auch noch ein Lob. Die meisten Artikel, besonders der von Gremliza (»Unschuld und Sühne«), finde ich sehr zutreffend. Sie heben sich gegenüber dem Tageszeitungsgeschehen wirklich ab.

FOLKERT SCHMITZ

NORDHORN

IDIOT

KONKRET 8/85: »KonGretchen«

Die Zeichnung von dem Jesus finde ich mehr als geschmacklos, ebenso den Witz mit dem ururururururur-langen Bart von dem Idioten Onkel Ernst.

Huhla Huhp schreibt man nicht Huhla Huhp .

URSULA DOCLOT

TROISDORF-BERGHEIM

AUFKLÄRUNG

KONKRET 8/85: Interview von Arno Luik mit Jeff Jones

»Der Amerikanismus ist der Untergang der Menschheit« schreibt Rupert Riedl, Nachfolger von Konrad Lorenz an der Universität Wien.

Ich bin der Meinung: Haß säen bedeutet Haß ernten und Gewalt erzeugt Gegengewalt. Man sollte Menschen und Länder, Rassen und Erdteile nicht diskriminieren, sondern der Menschheit, vor allem der Jugend der Welt Aufklärung geben, über die herrschenden Systeme auf dieser Erde.

Das Interview von Arno Luik mit Jeff Jones zeigt der Jugend, wo der wahre Feind mitmenschlichen Zusammenlebens zu suchen ist. Es hilft allen Kräften, die die Zukunftskrise, den atomaren Holocaust, für die gesamte Menschheit zum

Positiven wenden möchten. Der Materialismus im Kapitalismus bedeutet für die Menschen der Untergang auf Raten, zuerst seelisch und dann körperlich.

W.-D. MUSWIECK

BARSINGHAUSEN

BERÜHMT

KONKRET 7/85: Klatsch

Es freut mich, daß jedenfalls KONKRET den Tod von Albert Maltz zur Kenntnis genommen hat – wenn ihr auch seinen Namen falsch geschrieben habt (Manth). Für mich ein Anlaß, allen KONKRET-Lesern mindestens die zwei berühmtesten Maltz-Romane als Lektüre zu empfehlen: »Das Kreuz und der Pfeil« (1943), wo Maltz für Verständnis und Sympathie für den antifaschistischen deutschen Widerstand wirbt, und »Gefährlicher Strom« (1947), ein starkes Buch über Antikommunismus und latentem Faschismus in den USA.

Ich kenne diese Bücher nur in der dänischen Ausgabe. Wurden sie jemals ins Deutsche übersetzt?

TORSTEN LANGE

KOPENHAGEN

KANACKER

KONKRET 7/85: »Getürkte Bulgaren« von C. L. Guggomos

Klaro glaubt der Polen-Paule an Gott. Wenn er nicht dran glauben tät', was sollt' er dann als Pope, wär' doch total unlogisch, oder? Wenn ich die Itacker wär', ich würd' den Kanacker am nächsten Spaghetti-Baum hängen, radikal!

BRUNO OTTER

GONSENHEIM

WEISHEIT

KONKRET 7/85: »Schießen und Köpfen« von Bernhard Schneidewind

Das Blochzitat ist das Beste an diesem Artikel und soll wohl durch seine Stellung am Schluße desselben noch einmal dessen »Essenz« verdeutlichen. Nur, dazu läßt es sich nicht mißbrauchen, da in diesem Falle das Wörtchen »ohne« durch ein »statt« ersetzt werden müßte.

Denn dies ist der Weisheit letzter Schluß dieses (ach so undogmatischen) Artikels: Das Wesen der Dinge aus ihrer (historischen) Bewegung erklären zu wollen, ist dialektischer Schnee von gestern. Angesagt ist das Eindringen in die den Phänomenen immanente, »unveränderliche« Struktur. Also der metaphysische Schnee von vorgestern.

PETER SCHINNER

BERLIN

WAHNSINN

KONKRET 7/85: »SDI – ganz hoch hinaus und kein Boden unter den Füßen« von Werner Rügemer

»Die von der US-Regierung in Gang gebrachte strategische Verteidigungs-Initiative, abgekürzt SDI. . .«

Ich sehe das aber ganz anders:

Nachdem erreicht wurde, daß fast der ganze Erdball mit Atom-Waffen bestückt wurde, drängte die US-Rüstungs-Industrie zu neuen Schandtaten. Es sollte etwas unerhört Neues, Umwälzendes, vor allem aber auch sehr sehr Kostspieliges geschaffen werden: So wurde das SDI-Programm geboren. Zunächst erfolgte der Einstieg mit bescheidenen 26 Milliarden Dollar Forschungskosten und – wer sich nicht beteiligt – wird technologisch ins Abseits geraten. (Hieß es!) Sollte der Wahnsinn realisiert werden und Weinberger noch das Sagen haben, sind 500 Milliarden bis zu 1,25 Billionen im Rüstungstopf.

Merke: das Volk in Ost und West wird nicht gefragt. Es will keinen Krieg. Nicht einmal die Generäle wünschen sich den 3ten (und letzten) Weltkrieg.

KARL LINNMANN

WIESBADEN

Konkret 09/85, S. 8

Hermann L. Gremliza

Dr. Heiner Gaidsler

Die Orgie promisken Analverkehrs spielte sich in aller Öffentlichkeit ab: Die Objektive von hundert Fernsehstationen drangen in den Darm des Präsidenten. HTLV war mit seinem 3. Kanal am dichtesten dran. Die Seuche wurde manifest: eine erworbene Abwehrschwäche des Informationssystems .

Im August erreichte die Krankheit in der Bundesrepublik epidemisches Ausmaß: Die Zeitungskioske waren wie von einem Ausschlag befallen, aus den Rundfunkgeräten drang pneumonisches Gestöhn, Fernsehdiskussionen bezeugten dramatischen Gewichtsverlust. Die Kommunikationsforscher waren ratlos. Nichts konnte die gleichzeitige Durchseuchung aller Massenmedien mit ein und demselben Erreger erklären, wollte man nicht auf die Vulgärdiagnose »Rock Hudson« zurückgreifen, und das schien denn doch zu peinlich, für den Analytiker wie für die Patienten.

Vielleicht hilft eine Untersuchung des Mediums weiter, dessen Befall die Woche der Krisis ankündigte. Das Immunsystem des »Spiegel« war seit Monaten geschwächt. Zum ersten Mal in anderthalb Jahrzehnten mußte der Verlag seinen Inserenten melden, die Auflage sei unter 900.000 verkaufte Exemplare gesunken. (Ein Symptom, das übrigens auch die infizierte Konkurrenz zeigte.) Die drei Mösen im Tanga, mit denen das Magazin kurz zuvor eine Titelgeschichte über den Bräunungswahn verkauft hatte, brachten kurzzeitige Linderung und neue Hoffnung. In der Boulevardpresse starb Rock Hudson mit großem Erfolg. Zu diesem Thema jetzt ein nacktes küssendes Paar auf dem Titel, mit geschlossenen Lidern und halboffenen Mündern, alles in schwüles Violett getaucht – das müßte es bringen. Auch wenn nichts Neues zu berichten war: weder über die Ursachen der Seuche, noch über Mittel der Behandlung und Heilung; weder über eine unerwartete, nicht tausendmal vorhergesagte Häufung der Erkrankungen, noch über Methoden der Prävention. (Daß der beste Schutz vor sog. Geschlechtskrankheiten die Aufgabe des Geschlechtsverkehrs ist, war weitgehend bekannt.) Womit also sollte, da ein Geschäft mit News nicht zu machen war, das Geschäft gemacht werden?

Die Krankheit Aids, so der bekannte Stand der Forschung, bricht bei fünf bis zwanzig Prozent der mit dem Virus HTLV-3 infizierten Personen aus. Die Erkrankten waren, auch darin scheinen die Untersuchungen übereinzustimmen, zuvor schon geschwächt, ihre physischen oder psychischen Abwehrkräfte waren beschädigt: durch ständige Unterernährung (Zaire), durch hygienische Katastrophenzustände in den Slums (Haiti), durch biologische Defekte (Bluter), durch Drogensucht, durch häufige Infektionen. Unter dem Gesichtspunkt der Hygiene unterscheiden sich die Wohnlöcher der Hauptstadt Haitis von den Backrooms der Homosexuellen und der Fixer auf der Bronx nur geringfügig.

An Aids sterben, ohne medizinische »Begleitung«, zu allererst die Ärmsten der Armen in jenen Gegenden, wo der Tod einiger Tausend keine wissenschaftliche Neugier weckt. An Aids (richtig: wegen Aids, denn gestorben wird an einer unbekannten Anzahl von Infektionen, die nicht mehr abgewehrt werden können) sterben dann Bewohner reicher Länder, die zur Strafe für ihre sexuellen Neigungen oder ihre Sucht in die Kloaken der Gesellschaft getrieben werden. An Aids sterben schließlich Menschen, deren psychische Widerstandskraft zerrüttet ist, durch Ängste aller Art, auch durch die Angst vor Aids .

Diese Angst belebt das Geschäft, das ökonomische der Medien und der Mediziner wie das politische, wobei das eine dem anderen auf die Sprünge hilft. Die mediale Aids-Seuche dieses Sommers ließ Lager-Phantasien aufblühen wie die des Vorstandsvorsitzenden der Allgemeinen Ortskrankenkassen, W. Heitzer, der sofortige Isolierung der Kranken und Meldepflicht verlangte; der Westberliner Gesundheitssenator bildete eine Sondereinheit »AIDS Task Force« und prophezeite bis zum Jahresende den tausendsten Aids-Toten der Stadt (bisher 15); laut »Frankfurter Rundschau« tragen in Westberlin »viele Schwule das rosarote V mit dem schwarzen P als Zeichen für ihre HTLV-3-Infektion offen auf der Kleidung«; die »Bild«-Zeitung ließ einen Erkrankten gestehen: »Das ist die Rache Gottes.«

Das dürfte auch die Meinung der Bundesregierung und ihres Familljen-Ministers sein, deren Frauen-, Minderheiten- und Sexualpolitik die Aids-Hysterie gerade recht kommt. Oder wie wäre anders zu erklären, daß zur Erforschung der Krankheit in diesem Jahr nicht ein Zwanzigstel der Summe zur Verfügung steht, die ein einziges Bundeswehr-Flugzeug vom Typ Tornado kostet? Gäbe es Aids nicht, hätte man es erfinden müssen – als Metapher, gespielt vom Panik-Orchester einer Gesellschaft, deren Herrschaftsbasis die Angst ist.

Unterdrück dich selbst, dann bist du nett zueinander. In fortschrittlicheren Kreisen kommt jetzt die Familljen-Moral als »verantwortungsvoller Umgang mit Sexualität« daher, formuliert von homosexuellen Sexualforschern, deren Drang nach Freiheit ihres Geschlechtslebens der Lust auf gesellschaftliche Reputation Platz gemacht hat: Wir sind anständige Schwule. Als hätte nicht medizinische Forschung, sondern kirchliche Sexualmoral die tödliche Syphilis besiegt, die sagenhafte »Franzosenkrankheit«, deren Erreger man in den Freiheitsforderungen der Revolution, der bis heute gefürchteten »Libertinage«, entdeckt haben wollte.

Es geht nicht darum, Leute – jetzt erst recht – in die Saunen zu treiben, wie ja auch vor 15 Jahren nicht die Bewaffnung der Demonstranten mit Stalin-Orgeln zu propagieren war. Wohin es jedoch führen muß, wenn dem Verlangen der herrschenden

Klasse und ihres regierenden Ausschusses, Verhaltensnormen auch für die von ihnen Unterdrückten bestimmen zu dürfen, nachgegeben wird; wie glitschig die Bahn ist, auf der man vom kalkulierten Widerstand über die Gewaltdiskussion, die Gewaltlosigkeit, den zivilen Ungehorsam und die Gewaltfreiheit bis zur bedingungslosen Kapitulation vor dem Gewaltmonopol des Staates hinunterschliddert – das muß am »verantwortungsvollen Umgang mit der Sexualität« nicht noch einmal erlebt werden.

Es ist, angesichts der realen Gefahr, die in der Verbreitung des HTLV-3-Virus steckt, nicht leicht, den Kopf gegen die eigene Angst hochzuhalten und den alten und neuen Saubermännern zu widerstehen, die über unsere Sexualität unser privates wie öffentliches Leben in den Griff kriegen wollen. Doch mit den Nachfahren der Inquisiteure, der Doppelmoral-Theologen, der Volksgesundheitsapostel, mit den Familljenoberhäuptern und Sozialhygiänen sollte man in keinem Backroom intim werden. Analverkehr mag zu Infektionen führen. Arschkriecherei tuts gewiß.

Konkret 09/85, S. 10

Magazin

Lehrerexport

Im September werden erstmals zehn arbeitslose Westberliner Lehrer an türkischen Schulen in Istanbul die Arbeit aufnehmen. Sie sollen dort drei Jahre lang aus der BRD in die Türkei zurückgekehrte türkische Kinder in den naturwissenschaftlichen Fächern unterrichten. Dafür erhalten sie 3.500 Mark aus der Westberliner Landeskasse. In Westberlin wird damit gerechnet, daß es in den nächsten zehn Jahren etwa 6.000 bis 7.000 arbeitslose Lehrer in der Stadt geben wird.

Bodenreste im Cadmium

In Bonn, Stadtteil Beuel, gibt es nach Sachverständigengutachten noch vereinzelt Spuren von Boden im ortsansässigen Cadmium. Die Landwirtschaftliche Untersuchungs- und Forschungsanstalt Nordrhein-Westfalens hat dann auch empfohlen, 61,4 Prozent des Bodens rund um die Firma Degussa Marquardt auszutauschen. Weil dieser Boden nicht ganz geeignet ist zum Gärtnern, die Bonner Hobby-Gärtner aber dennoch dort ihre Radieschen ziehen, gibt es ein wenig Unruhe. Die Stadt verweist darauf, daß sie kein Geld ausgeben könne, weil sie eifrig für die 2000-Jahr-Feier sparen müsse. Veranschlagte Kosten: 15 Millionen Mark.

Pinochets Lügen

General Leigh, ehemals Chef der chilenischen Luftwaffe und lange Jahre Mitglied in Pinochets Junta, hat jetzt publik gemacht, daß die 1978 und 1980 von den herrschenden Militärs organisierten Volksabstimmungen glatter Betrug waren. 1978, als das Volk aufgefordert wurde, durch ein Votum für Pinochet dessen international lädiertes Ansehen aufzupolieren, sei das offizielle Endergebnis – 75 Prozent der Stimmen für die Junta – schon im vorhinein festgelegt worden. Bei der Abstimmung über die neue Verfassung im September 1980 seien die Abstimmungsergebnisse schon in den Computer eingegeben worden, als die Abstimmungslokale noch geöffnet waren.

Gelbe Schwarzfahrer

Die stetig steigende Motorisierung in China verläuft nicht ganz problemlos: bei Verkehrsunfällen in der chinesischen Hauptstadt Peking sind in der ersten Hälfte dieses Jahres 325 Menschen getötet und 2.600 verletzt worden. Die Zahl der Verkehrstoten stieg gegenüber dem Vorjahr damit um 55 Prozent an. Gleichzeitig wurde bekannt, daß viele Motorisierte überhaupt keinen Führerschein haben. In den vergangenen drei Monaten wurden allein in Peking 6.000 Motorradfahrer ohne Führerschein geschnappt. Die Gesamtzahl der angemeldeten Motorräder soll bei 27.000 liegen.

Todesschwadrone

Während westliche Nachrichtenmedien geradezu genüßlich verbreiten, daß in Südafrika immer häufiger auch schwarze Kollaborateure des Apartheid-Regimes Angriffen der schwarzen Bevölkerung ausgesetzt sind wird beharrlich verschwiegen, daß just jene Kollaborateure – Stadträte und Geschäftsleute in den Townships – dazu übergegangen sind, Killerbanden zu mieten, um sich, wie es heißt, gegen die Angriffe der schwarzen Bewohner zu schützen. Die bewaffneten Banden nennen sich »Phakatis«, »A-Team« oder »Vigilantes« und sind mit schweren Peitschen, Knüppeln, Messern und mitunter auch mit Schußwaffen ausgerüstet. Der Bezirksvorsitzende der Bergarbeitergewerkschaft NUM, Johannes Phate, äußerte, er verfüge über 200 dokumentierte Fälle von derartigen Angriffen auf Gewerkschaftsmitglieder oder ihre Familien allein in der Gegend von Thabong. Mindestens drei Menschen kamen bei diesen Überfällen ums Leben.

Nicht zu den Negern

Runkel liegt an der Lahn. Der Ort hat einen Turnverein und der Turnverein hat ein Blasorchester. Ende September fahren die Blechmusiker nach Südafrika. Gründe, die Reise abzusagen, kennt der Obmann des Orchesters, Bodo Schäfer, keine.

Im Gegenteil: der Südafrika-Trip ist vom Bundesfamilienministerium, abgesegnet und wird aus dem Bundesjugendplan gefördert. »Natürlich«, räumt Bodo Schäfer ein, »werden wir nicht in Gebiete hineinfahren, wo die Neger wohnen. Wir wollen uns nicht unbedingt in Gefahr bringen.«

Graue Geschäfte

Vor zwölf Jahren gelang der Schweizer Papierfabrik Stoecklin – mittlerweile pleite – , erstmals die industrielle Herstellung von Umweltschutzpapier. Seitdem blüht das Geschäft mit dem grauen Papier, von dem wohl im Einzelfall nur die wahren Kenner sagen können, ob es sich um ein Recycling-Produkt handelt oder einfach um grau eingefärbtes weisses Papier, oder auch chemisch (bäääh) aufgehelltes Recycling-Papier, was natürlich, weiß man darum, den Genuß des umweltfreundlichen Schreibens gleich deutlich reduziert. Gewaltig sind auch die Preisunterschiede: das Blatt eines DIN-A-4-Schulheftes kostet zwischen 5,3 und 7,9 Pfennigen, das Blatt eines DIN-A-4-Schreibblocks zwischen 3,5 und 5,3 Pfennigen, Briefumschläge im DIN-C-6-Format zwischen 3,8 und 8,8 Pfennigen. Und damit es nicht mehr die häßlichen weißen Flecken gibt, die doch so überdeutlich signalisieren, wo die Tipp- oder Schreibfehler waren gibt es natürlich mittlerweile auch ein graues Tipp-Ex.

Drei Bände Castro

Fidel Castro wird mit dem New Yorker Verlag Simon und Schuster einen Vertrag über drei Bücher abschließen. Für ein Honorar von mehr als einer Million Dollar soll im ersten Band der »Konkurs der Religionen«, im zweiten Band der »Dritte Weltkrieg« behandelt werden. Der Inhalt des dritten Bandes wird vorerst noch nicht verraten.

Lebensraum

Die CDU-nahe Schüler Union veröffentlichte in ihrer Göttinger Ausgabe der Zeitschrift »SU-Feder« einen Beitrag über die Enge in der BRD: »Die Enge unseres Raumes zwingt uns, unser Land mehr und mehr zu einer Asphalt-, Beton- und Produktionswüste zu machen (...) Den nötigen Lebensraum aber können wir nur im menschenarmen deutschen Osten finden. Wir benötigen diese Gebiete, allein schon um die steigende Flut der Asylanten und zu uns überlaufenden Polen unterbringen zu können. (...) Wir verzichten gerne auf Brandt, Vogel und auch auf Kohl, nicht aber auf Schlesien.« Dem Verfasser, dem Hildesheimer Amtsrichter Christian Stoll droht ein Disziplinarverfahren. Er ist niedersächsischer Landesvorsitzender der Landsmannschaft der Oberschlesier.

Marcos hat Sorgen

Während die US-amerikanischen Schutzmächte auf den Philippinen noch ernsthaft grübeln, wie lang- sie eigentlich noch in ihren Stützpunkten Subic Bay und Clark Fields, den beiden wichtigsten US-Basen im Pazifik, werden bleiben können, haben zahlreiche multinationale Unternehmen bereits die Konsequenz aus dem wachsenden Widerstand gegen das Marcos-Regime gezogen: Seit Anfang dieses Jahres haben sich 27 Multis von den Philippinen zurückgezogen und ihren Geschäftssitz nach Hongkong oder Singapur verlegt. Von den 384 Multis, die in dem Pazifikstaat ansässig sind, betrieben, so ein Sprecher der Vereinigung der multinationalen Unternehmen, 220 derzeit überhaupt keine Geschäfte.

Konrad Lorenz feldgrau

Das »Deutschland-Magazin«, über dessen Ausrichtung kein Wort mehr verloren werden muß, hat die besonderen Vorteile bundesdeutscher Schießplätze ausgemacht: hier sei die Umwelt, so das Magazin im Heft 7/85, noch intakt. Und warum das so ist, erklärt das Magazin auch noch: »Der Hauptzerstörungsfaktor Mensch bleibt draußen.« Und weiter: »Als unlängst in Österreich ein großer Schießplatz eingeweiht werden sollte, waren sofort zahlreiche Bürgerinitiativen auf den Beinen. Die größten unter ihnen war allerdings nicht gegen, sondern für die Einrichtung! Begründung ihres Mentors, Professor Konrad Lorenz: Hier werden Natur- und Umwelt wirkungsvoller erhalten als anderswo.«

Kollaboration

Während sich die Großbanken der USA, Kanadas und einiger europäischer Länder aus dem Südafrika-Geschäft in den letzten Wochen und Monaten ein wenig zurückgezogen haben, verstärken BRD-Banken den Verkauf von Krügerrand-

Goldmünzen und die Kreditvergabe. So wurde beispielsweise am 11. Juli an der Frankfurter Börse eine Großanleihe des südafrikanischen Department of Posts and Telecommunication in Höhe von l00 Millionen DM aufgelegt. Von den 72 Banken, die sich beteiligten, kommen allein 29 aus BRD darunter die Deutsche Bank, die Dresdner Bank, die Commerzbank, die Berliner Handelsbank, die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank, die Hessische Landesbank, die Westfalenbank, das Bankhaus Gebrüder Bethmann, die Hamburgische Landesbank, die Westdeutsche Landesbank/Girozentrale – um nur die wesentlichen wenigstens einmal genannt zu haben.

Arme Kinder

Die Armut unter den Kindern der USA ist auf dem höchsten Stand seit zwanzig Jahren. Zu diesem Ergebnis kamen jetzt zwei Kongreß-Studien. Obwohl sich die Gesamtkinderzahl in den letzten zehn Jahren um sechs Millionen verringert habe, leben in den USA 22,2 Prozent aller unter Achtzehnjährigen in Not – das sind 14 Millionen Kindern. Schwarze Familien liegen an der Spitze der Armutsstatistik. Sie stellen zwar nur zwölf Prozent der Bevölkerung, insgesamt aber sind rund die Hälfte aller schwarzen Kinder arm. Bei den Hispanics sind es 44 Prozent.

Harrisburg Es war viel schlimmer

Bei dem Unglück im US-amerikanischen Atomkraftwerk Three Miles Islands bei Harrisburg im Frühjahr 1979 ist nach neueren Untersuchungen doch ein Teil des Kernbrennstoffs geschmolzen. Wissenschaftler, die die Ursachen des Unfalls untersuchen, stellten jetzt fest, daß sich schätzungsweise zehn bis 20 Prozent der insgesamt 100 Tonnen Urandioxyd zweimal verflüssigten und dabei zum Teil bis auf den Boden des Reaktorgefäßes gelangten. Die Aufräumungsarbeiten in dem mittlerweile stillgelegten Reaktor werden noch Jahre dauern. Noch weiß niemand den Halbzeitwert dieser Arbeiten anzugeben.

Kurden raus

Auf dem ersten internationalen Weltvolkstanzfestival in München wurde eine kurdische Tanzgruppe, die noch an der Eröffnungsveranstaltung teilgenommen hatte, dann aber vom Veranstalter ausgeschlossen wurde, nachdem sich das türkische Generalkonsulat in München »nicht gerade glücklich« über das Auftreten gezeigt hatte. Die Veranstalter kuschten, schmissen die Kurden raus und legitimierten den Rausschmiß mit dem Hinweis auf die Statuten, die eine Politisierung der Veranstaltung verböten. Schließlich unterhält die BRD ja auch keine diplomatischen Beziehungen zu Kurdistan.

Ein Wort des Dankes

»Der Schlesier«, eine Zeitschrift zur Abtreibung der Geschichte, räumte der Schlesischen Jugend in einer Ausgabe nach dem Schlesiertreffen Platz für eine Dankadresse ein. Dort heißt es: »Zu einem besonderen Dank ist die Schlesische Jugend der 1. Panzerdivision der Bundeswehr für Unterbringung der am Jugendprogramm beteiligten Jugendlichen verpflichtet. Gleiches gilt gegenüber der Niederlassung der Daimler-Benz AG in Hannover für die kostenlose Überlassung von Einsatz-Fahrzeugen sowie gegenüber der Malerei Temps und schließlich gegenüber den Blaupunkt-Werken in Hildesheim für das Überlassen einer Video-Anlage mit Bildschirm für das Jugend-Zelt. (...) Jedoch gibt es auch unerfreuliches zu berichten: So kam es vor der Hauptkundgebung am Sonntagmorgen zu einem regelrechten Sturm auf das Jugend-Zelt durch ältere Landsleute die fast 50 Stühle und mehrere Tische in Halle 7 sowie in andere Hallen mitnahmen. Diese von der Schlesischen Jugend nur geliehenen Möbelstücke waren nachher unauffindbar und müssen jetzt bezahlt werden.«

Widerstand in Chile

Am 11. September hat die Pinochet-Junta in Chile das Dutzend voll. Zwölf Jahre sind seit dem Tod Allendes vergangen. Der Widerstand ist gewachsen. Er ist, unter dem Eindruck der Repression und der Not gezwungen, erfinderisch zu sein . Unser Bild aus Chile zeigt, wie Autoreifen im Barrikadenbau eingesetzt werden: alte Reifen werden mit alten Schläuchen gefüllt mit Holz und einer dicken Lage Papier und schließlich wird die Mischung noch mit Benzin getränkt. Ein Streichholz macht den ausgedienten Autoreifen zum Feuerrad.

DGB verlor Mitglieder

Wie auch schon in den Jahren zuvor, ist die Mitgliederzahl der im DGB zusammengeschlossenen Einzelgewerkschaften auch im vergangenen Jahr gesunken. Bezifferte sich der Rückgang im Jahre 1983 auf 105.509, so lag er im vergangenen Jahr bei 85.567. Im Verhältnis zu ihrer Mitgliederzahl weisen die Gewerkschaft der Eisenbahner Deutschlands (GdED} und die Gewerkschaft Kunst die größten Verluste mit 15.500 bzw. 17.000 Mitgliedern auf. Zuwachs gab es bei der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (11.198), der IG Chemie-Papier-Keramik (2.900) der Gewerkschaft Handel, Banken und Versicherungen (2.892) und der Gewerkschaft Nahrung-Genuß-Gaststätten (451). Leicht angestiegen – von 21,2 auf 21,6 Prozent – ist auch der Anteil der Frauen an der Gesamtzahl der Gewerkschaftsmitglieder.

Stadion oder Gefängnis?

In Argentinien sollen künftig Gewalttaten bei Sportveranstaltungen mit bis zu sechs Jahren Gefängnis geahndet werden. Der Senat in Buenos Aires verabschiedete eine Gesetzesvorlage, die ebenfalls vorsieht, daß die Sportklubs für alle Schäden zu haften haben, die Zuschauer bei Ausschreitungen erleiden.

Schwarze raus

Die Zahl der schwarzen US-Amerikaner, die ein Universitätsstudium absolvieren, geht seit einigen Jahren zurück. Wie die »Washington Post« berichtet, ist zwar die Zahl der Schwarzen mit abgeschlossener Gymnasialbildung zwischen 1975 und 1481 um 29 Prozent gestiegen, aber der Anteil der Schwarzen, die ein Universitätsstudium beginnen, im gleichen Zeitraum um elf Prozent gesunken. Dazu beigetragen habe die enorme Erhöhung der Studiengebühren ebenso wie die Kürzung der Regierungsdarlehen für minderbemittelte Studenten.

Papi Reagans Hand

Die zu Francos Zeiten so starke Kommunistische Partei Spaniens hat in den letzten Jahren mehr und mehr an Einfluß verloren. Margaret Schlubach-Rüping sprach für KONKRET mit Gerardo Iglesias, der im Spätherbst 1982 als Nachfolger Santiago Carrillos zum Generalsekretär der Partei gewählt worden war.

KONKRET: Gerardo, dieses Jahr ist Halbzeit für die sozialistische Regierung. Vor den Wahlen versprach die PSOE 800.000 neue Arbeitsplätze und eine Volksabstimmung über Spaniens Verbleib in der NATO. Die Abstimmung rückt in immer weitere Fernen, die Arbeitslosigkeit liegt bei fast 25 Prozent. Was sagt die PCE dazu, warum hört man außer Zank und Streit nichts von den in Spanien nach Francos Tod so schlagkräftigen Kommunisten?

Iglesias: Für die PCE waren die letzten Jahre harte Zeiten. Notwendigerweise. Denn es hat viel Zeit gekostet, bis wir aus einer gut funktionierenden Untergrundorganisation eine demokratisch strukturierte Partei gemacht haben. Jetzt ist dieser Demokratisierungsprozeß aber abgeschlossen.

KONKRET: Abgeschlossen? Überall gibt es doch Auseinandersetzungen zwischen den Carrillo-Gruppen und der Partei. Waren die Carrillisten und Santiago Carrillo auch ein Opfer der Demokratisierung?

Iglesias: Frag' ihn doch selber. lch meine, daß es eine reine Machtfrage war.

KONKRET: Carrillo ist für viele das Symbol einer aggressiven, durchsetzungsfähigen Kaderpartei, und euch nennt man des öfteren den »Kaffee Hag« der Linken.

Iglesias: So nennen uns nur diejenigen, die immer noch im alten Blockdenken befangen sind. Ohne die Demokratisierung und ohne die Hinwendung zum Eurokommunismus hätte die Partei in einer Demokratie aber nicht bestehen können.

Daß wir nicht erfolgreicher sind, liegt nicht am Eurokommunismus oder an den veränderten Parteistrukturen.

KONKRET: Woran liegt es dann?

Iglesias: Die mehrheitlich kommunistische Gewerkschaft CCOO ist nach wie vor die stärkste Gewerkschaft Spaniens. Sie hat im Juni vier Millionen zu einem Streik mobilisiert. Früher wären viele Arbeiter nach einem solchen Streik Mitglieder in unserer Partei geworden oder hätten zumindest Interesse gezeigt. Und genauso ist es mit der Jugend. Das Potential der Linken ist in Spanien wesentlich größer als in anderen europäischen Ländern, aber sie sind alle nur punktuell zu mobilisieren .

KONKRET: Und die Rezepte, um diesen Zustand zu ändern?

Iglesias: Rezepte, Rezepte! Wir sind eine Partei wie jede andere demokratische Partei und müssen links von der PSOE wieder eine ernstzunehmende politische Organisation aufbauen. Deshalb sind wir offen für eine Zusammenarbeit der Linken...

KONKRET: Das sind andere linke Parteien auch. Habt Ihr das bessere Konzept?

Iglesias: Ideologische Definitionen nützen hier niemandem. Wichtig ist es, die zunehmenden Differenzen zwischen der sozialistischen Gewerkschaft und der PSOE sichtbar zu machen, sie zu nutzen und vor allem für die Blockfreiheit Spaniens zu kämpfen.

KONKRET: Meinst Du, Ihr könnt Euch den Austritt aus der NATO leisten oder müßte Spanien dann wieder Putschversuche befürchten?

Iglesias: Diese Argumentation ist perfide. Jedes Volk muß doch dazu bereit sein, für seine Freiheit auch Blut fließen zu lassen. Sicher hätten wir mit starken Pressionen seitens der USA und anderen Nationen zu rechnen – die Deutschen haben hier in Madrid ja schließlich auch ständig auf der Matte gestanden – aber zuerst muß doch gefragt werden: was nützt Spanien denn der Eintritt in die NATO? Seit wir in dieser Organisation sind, ist unser Rüstungsetat ungeheuer angestiegen. 3,4 Prozent des Bruttosozialprodukts geben wir inzwischen für Rüstung aus. Neutralität ist billiger. Wir haben auch sonst keine wirtschaftlichen Vorteile von einer engeren Bindung an den Westen . Unsere Rohstofflieferanten sind die arabischen Länder und Lateinamerika. Zu beiden haben wir aus historischen Gründen ganz hervorragende Beziehungen. Wie stehen wir ihnen gegenüber da, wenn wir plötzlich an Papi Reagans Hand daherkämen?

Konkret 09/85, S. 16

Hans Ulrich Reck

Die neue Heiterkeit
Ein glücklicher Versuch, endgültig beliebig zu sein

Der Ausdruck »neue Heiterkeit« verdankt sich dem wiederholten Zusammentreffen mit meinem Freund K. M. am typischen, von Eckhard Henscheid in der »Trilogie des laufenden Schwachsinns« so treffend charakterisierten Infantilentisch in einem unbeschreiblichen Lokal einer etwas seltsamen Gegend. Der Infantilentisch ist dadurch gekennzeichnet, daß an ihm Leute sitzen, die sich ständig beklagen und das abwechselnd mittels des Wörtchens »genau« bekräftigen. Der Infantilentisch steht nach E. H. immer rechts vom Eingang in der Ecke. Genau dort.

Es gibt kaum mehr Anlässe zu lachen als in einer Epoche, in der die Satire überflüssig ist und ihre Überflüssigkeit durch lautstarken geistvollen Unsinn in den verschiedensten Formen und Medien zugleich verbirgt und offenbart. Nur noch mit Häme und einer offensichtlichen Heiterkeit läßt sich der Zerrspiegel der Realität, die »internationale Politik« heißt, ertragen, und nur noch mit höhnischem Abscheu die Zerrfigur des Machthabers, der sich »Repräsentant der Welt« nennen mag.

Das Lachen geht weiter. Vor allem dort, wo es nichts zu lachen gibt: weitergehen bis zu dem Punkt, an dem das Lachen durch das eindimensionale, tatsächliche Vorhandensein des tolpatschigen Kohl und die forsch-drahtige Ignoranz eines Reagan außer Kraft gesetzt wird – nicht durch eine Leistung eigener Art, wie es scheint, sondern durch die simple Tatsache, daß die Herren so sind, wie sie sind. Man mag sich dann beruhigen, indem man sich sagt, daß man im Unterschied zu den Herren immerhin schon mindestens drei intelligente Bücher gelesen und erst noch begriffen habe. Man mag wie K. H. Bohrer die Zombies beschimpfen, man mag vermutete Anti-Revolutionaristen denunzieren und gegen ihre Kaputtheit das Anekdotische setzen, als die gebildete Subversion des naiven Dogmatismus. Oder man mag ganz einfach in großen, ruhigen Bildern schwelgen, in denen eine glücklich abhandengekommene Welt auf der Breitleinwand noch einmal in großen Gefühlen gebündelt wird.

Man mag sinnieren über die Wunden, welche die Aufklärung in die Natur gerissen hat, über die Wiederentdeckung der Intimität und des Persönlichen, über die dringliche Entdeckung des Leibes als des ganz Anderen, über die Notwendigkeit der Gegenaufklärung (Luhmann) oder über das Heil der neuen Unmündigkeit (Bergfleth), die einen von Handlungsproblemen entlastet. Oder man nimmt teil am großen Wettbewerb um die interessanteste Entdeckung eines bisher unbemerkten Aspekts menschlicher Existenz, um die Entdeckung der noch nicht durch die Zivilisation zerrütteten Existenzbereiche des Trivialen: die Schaulust am Elefanten, die Entdeckung der Gerüche nebst einem Ausblick auf die niederen Sinne, die Theorie des Abfalls, die Entdeckung der Würmer als Anfang der Neuzeit, die Bewegungsformen der Fensterläden als Differenzierungsvorgänge moderner Öffentlichkeit in ihrem Verhältnis zum privaten, der Stuhl als Ort des Sitzens, die Tentakeln des Geistes, der Stuhl als Symbol, die libidinöse Funktion des elektrischen Fahrstuhls, die Auswirkungen des Dunklen auf das Licht, das Verhältnis zwischen dem Außen und dem Innen des Körpers, das Verschwinden der heiligen Geografien in der Lichtgeschwindigkeit des Verkehrs – und überhaupt die Auswirkungen der unverknüpfbaren Buchstäblichkeit auf die Unmöglichkeit, irgendwo anzukommen.

Deutlicher wird's dagegen bei »die kleine Phänomenologie der abderitischen Welt«. Vielleicht hilft hier ein Ausblick auf die »Städtigkeit« und die schwachen Strömungen oder die Pein, die darin besteht, das Glas zu schneiden und sich den Daumen abzubeißen, sobald der Besitz vollendet ist? Auch nicht? Aber was ist mit den »Wegen der Ameisen«? Funktion oder Fiktion oder Transparenz? Journalismus des Luxus oder der Moden? Wer spielt, wer teilt die Karten aus, wer definiert die Regeln, die Chancen, die Territorien? Vielleicht das Drama des gewissen Etwas, die Tränen nach Feierabend, die Allesfresser und Monster, Rülpser und Fettwänste, Schauschlucker und Suppenkasper? Oder die exotischen Zungenläufe, Stirnwolkenbildungen, die verfehlte Wahrheit?

»Genug, genug«, hört man den Oberspaßmacher der Nation und derselben fünfbesten, na, viertbesten Prosaiker Eckhard Henscheid rufen, auf daß das Dummdeutsch, das er versammelt hat zur besten Verwertung der Zettelkastenleichen seines fortlaufenden und immerwährenden Schwachsinns, endlich aufhöre, oder nein: immer weitergehe, weil sonst die Teams der Satire mit ihren immer neuen endgültigen Magazinen zu unser aller Leid nicht den Weg des Titanischen, äh (Stilerfindung von E. H.) Titanicschen gehen. Eigentlich finde ich das nicht lustig. Und Arthur Schopenhauers Sentenz, Lachen sei in der Regel ein vergnüglicher Zustand, geht mir auf die Nerven. Erst recht und endgültig vergeht mir das Lachen bei denen, die es mir abnehmen und mir die Lustigkeit vormachen.

Die stehen immer öfter beim Verlag Haffmanns, Zürich, herum und kommen im »Hinkenden Boten« daher, der die hinkenden Vergleiche abgelöst hat durch die Sturzflüge der neuen Poeten. Diese haben sich nach dem Verschwinden der Furie der Revolution – und ihrer neuen Ästhetik – die Rabenschwingen der Selbstbegießung angeschnallt. Entweder halten sie jetzt auf den Kumpel Festreden, in denen vor allem steht, warum man selber der fünftbeste, na, viertbeste Autor der Republik, pardon, der Nation ist, oder sie treiben Allotria zwischen »hochheikel« und »schwerambivalent«.

Grauen kann einen da aus mehreren Gründen. Weil die Welt zur Sau geht. Oder weil man fragt, was sie denn daran hindern könnte. Oder weil man sich umsieht nach dem, was Intellektuelle und Autoren gegen das Roll-Back und die Anti-Aufklärung ins Spiel werfen. Bis jetzt reißen sie zur letzten Ölung Possen und machen Witze. Und außerdem nehmen sie sich in ihrem satirischen Talent ungeheuer ernst und beglücken uns, außer mit Lustigkeit, auch noch mit dem Ernst der philologischen Rolleninterpretation und der stilistischen Exegese: .»Was darf die Satire? – Warum ich nicht gerne Satiriker bin und mich ungern als solchen bezeichne, was aber keine Satire ist, wirklich keine Satire, denn Satire ist notwendig, weil ich eben doch gerne Satiriker bin« (Gernhardt). Was immer wieder festgestellt wird und offenbar einem verbreiteten Bedürfnis der Anteilnahme an der Genialität anderer entgegenkommt, stimmt genau: die neuen Satiriker können blendend schreiben. Und sonst? Lesen kann ich auch nicht schlecht, ohne das bereits für die Legitimation meiner Deutung oder gar ein besonderes Verdienst zu halten. Was gibt es für Antworten auf die Frage nach den Bedingungen des satirischen Geistes wider die Unbill der Gegenwart und die in intellektuellen Kreisen zunehmende Konvention, Kalauer als Form einer angemessenen Kritik zu akzeptieren, und mehr noch: sie durch überall bezeugte Lustigkeit zu propagieren?

Eine Antwort läßt sich in einer Beobachtung fassen. Die kategoriemüde, ehemals oppositionelle Intelligenz ist des Machtspiels überdrüssig und nutzt die lange und langsam eingeübte Hemmungslosigkeit, um endlich wie Hinz und Kunz in die »Wonnen des Gewöhnlichen (Th. Mann) einzutauchen. Sie wird forsch und nennt keck die Lust am Saufen und Huren nicht mehr »strukturelle Widersprüche« oder »dialektischer Prozeß der Emanzipation gegen repressive Toleranz«. Das war einmal. Lachschäumend und schenkelklopfend tritt auch die oppositionelle Intelligenz endlich ihren friedlichen Gang in den Feierabend an. Die zaghafte oder dummdreiste Karriere macht mit der Zeit eben müde. Ähnlich steht es mit der Vision von der Geburt des neuen Menschen. Die Revolution ist passé. Kaum haben wir sie hinter uns, überkommt uns das große Lachen. Da wir ohnehin gerne konkret sind, sind wir nun richtig gierig nach dem Entlegenen, Kapriziösen, Verdrehten, Geschraubten, Übertriebenen. Schade, daß die politische Ökonomie nicht so lustig ist und sich ohne die jetzt so verhaßten Aufklärungsformen kaum einer Satire zuführen lassen dürfte.

Da steht es mit dem Alltäglichen wesentlich besser. Dort kann man zerschreiben, bis nichts mehr bleibt. Die Funktion des Lesens der neuen endgültigen Satiren würde ich aber versuchsweise mit Berechnungen untersuchen. Man gewinnt Lesestunden, wobei der Gewinn daran gemessen werden kann, daß sie spur- und folgenlos vorüberziehen. Das Kalkül der Satire gleicht sich jenem der ideal schlechten Kriminalromane immer mehr an: permanent aufrechterhaltene Spannung bei t schnellstmöglichem Vergessen des Gelesenen, am besten noch während der Auflösung der Verwirrungen. Dann kann man von vorne beginnen. Bleibt wider Erwarten doch etwas hängen, dann greift der andere Trick: wie bei den abgegriffenen Witzen, die nicht bei der dritten oder vierten, sondern erst wieder nach der 120. Wiederholung lustig werden, läuft das Wiedererkennen auf eine Triebökonomie hinaus, die dem eigenen Revanchismus (der Metaphysik des: »diese dummen Kerle«) einen billigen Triumph garantiert. Hast Du gesehen, wie er es dem wieder.... aha., das ist ja dort, wo dann danach, eben dort, diese saftige Stelle kommt.

Warum nur werden die gloriosen Apostel der neudeutschen Satire nicht müde zu betonen, eigentlich sei Satire nicht mehr möglich, weil es in Deutschland nur einen erstklassigen Satiriker gebe, und der heiße Helmut Kohl? Warum nur lassen sie's denn nicht bleiben? Etwa, weil sie der Mündigkeit des Volkes mißtrauen?

Greifen wir nicht so hoch. Wohl eher deshalb, weil Spaßmachen vor allem. dem Spaß macht, der Späße macht. – Und dann gibt es noch diesen leidigen Verweis auf den Satz von Karl Kraus, »zu Hitler fällt mir nichts mehr ein«. Aber Karl Kraus war kein Satiriker, sondern ein Kritiker des reaktionären Anti-Modernismus. Er arbeitete nicht mit den Techniken des Witzes, sondern gewann Erkenntnis mittels spitzfindiger Textkritik und hermeneutischer Sinnauslegung in der Tradition der sophistischen Argumentationskunst. Wie dauerhaft unsere klugen Satiriker sein möchten, wenn sie sagen, die Satire erweise schon daraus ihre Notwendigkeit, daß ihre Verächter ihr diagnostizieren, sie befände sich seit Anbeginn in einem ständigen Niedergang, das zeigt sich anhand einer präzisen und nichtspaßigen Dokumentation, in der ohne Schielen auf Heiterkeit satirische Montagemethoden exemplarisch vorgeführt werden: in ror wolf, »Raoul Tranchirers vielseitiger großer Ratschläger für alle Fälle der Welt«. Das Buch ist ein Lexikon über die Gegenwart im Vergangenen, eine Geschichte der ewigen Entgleisungen im menschlichen Benehmen; keine Satire, sondern Material für Erkenntnisse. Umgekehrt erscheinen die auf konkrete Anlässe hin geschriebenen, satirischen Betrachtungen, sprachlichen Attitüden und der Gestus der Selbstinszenierung durch Gernhardt Henscheid und Co. als Ausdrucksform für ein unzeitlich gewordenes Triebmotiv der Lesebereitschaft: Satiren, die man immer wieder lesen möchte. Man nennt sowas wohl bestechlich. Man lehnt sich zurück, liest, verbringt einige Stunden im wohligen Zustand der ungeforderten Bewußtlosigkeit, freut sich auf den nächsten Schaden und möchte, wann immer man eigentlich etwas anderes, unangenehmes zu bearbeiten hätte am liebsten wieder zu den Satiren greifen. Ihre Funktion liegt in der Zersetzung des Gedächtnisses, bewirkt die Beschleunigung der Vergeßlichkeit. Und sie liegt in der immer vollständigeren Ausschaltung der historischen Erinnerung, in einer Vernichtung der Aneignung des Dargestellten, im inszenierten Realitätsverlust zugunsten einer ästhetisch verselbständigten Ritualisierung der Formeln, in denen Realität sich endgültig verflüchtigt. Satire gelingt, wenn das Zitierte verschwindet, und wenn der Leser bei Anerkennung der Zitierweise bereit ist, sich in die Gemeinde der Lachwilligen einzureihen. Man wird zum Experten des Erkennens stilistischer Mittel, was man im Falle der Wissenschaften für ein Beispiel des Verblödens

zu halten beginnt. Das Endstadium wäre die bestmögliche Formalisierung. Es reichte ein Witzverzeichnis der gesammelten Kalauer. Man müßte dann nur noch sagen: Gernhardt 15, Henscheid 58, um den perfekten Heiterkeitserfolg sicherzustellen. Wir kugeln uns vor Lachen, die Satiren kommen zu Ehren, ohne daß sie noch gedruckt werden müßten. Und wir alle haben – unter kontinuierlich gleichbleibenden Abfuhrmöglichkeiten unserer Lustigkeit – Zeit, die wahren Komiker Kohl und Reagan genauer zu studieren.

Der Triumph der Satire hat nur einen Haken. Er setzt eine nichtbeschreibbare Welt voraus und hängt ab von der ideologischen Vereinnahmung dieser Nichtbeschreibbarkeit. Die heiteren, originellen, kapriziösen, satirischen Bewältigungsversuche der nichtbeschreibbaren Welt greifen in einen komplexen Kreislauf ein, den sie kurzschließen möchten. Es ist der Kreislauf zwischen der medialen Verformung der gesellschaftlichen Existenzformen und der politischen Destabilisierung von Beteiligungschancen an der kollektiven Veränderung eben dieser Existenzformen. Insofern sind die Versuche einer karikierenden Darstellung der unbeschreibbar gewordenen Welt regressiv. Sie möchten die Welt anhalten, um ihr im Stillstand die Beschreibbarkeit wieder aufzuzwingen. Deshalb sind Satiren auf die subjektive Beurteilung angewiesen. Gut ist, was gefällt, genauer: was ein Lachen als Entladung einer nicht verletzenden Aggressivität ermöglicht. Die Satire zeugt im gleichen Maße von der Mediatisierung der Realität wie von der Unmöglichkeit des Entstehens realer Öffentlichkeiten.

Das Glücken der Satire ist heute ihre Beliebigkeit. Die drückt sich in Titeln des »Ohrenzeugen« (Canetti) ebenso aus wie in einer »Deutschen Dichterflora« (Schönborn), oder dann auch in der kapriziösen und zwanghaften Umkehrlust politischer Ironie vom Typus der »Politischen Brosamen« (H. M. Enzensberger). Der große und gefeierte (»Spürnase«) Hans Magnus Enzensberger belegt auf seine Weise das Unbeschreibbare einer entglittenen Welt. Er praktiziert den Metaphorismus besonders listig, indem er ihn mit den offensichtlichen Mängeln der kritischen Intelligenz karikiert, die sich das Scheitern ihres Revolutionarismus immer noch nicht richtig eingestehen will. Der gescheiterte Revolutionarismus der anderen wird zu einer Bedingung für die Berechtigung und Treffsicherheit der eigenen Ironie. Mit der Zeit hat man aber die Umkehrungen gut drauf und weiß, daß nicht mehr die Revolution Geschichte macht, sondern das Kleinbürgertum, daß nicht mehr das Außerordentliche das Panorama der modernen Sitten auf die Leinwand des welthistorischen Geschehens wirft, sondern die Normalität, daß nicht mehr das Gesamtkunstwerk das Gesamtkunstwerk ist, sondern die Bildzeitung, daß nicht mehr die Enzyklopädie Wissen liefert, sondern der Quelle-Katalog.

Die Zivilisationskritik durch den Humor müßte heute zu einer Selbstkritik weiterentwickelt werden. Die Techniken der Enthüllung, des gegengeschichtlichen oral-alltagsforschenden Fluchens, Geiferns, Wütens, Witzelns oder auch nur Protokollierens, laufen zunehmend Gefahr, in gesellschaftlichen Diskursen eingezäunt und gezähmt zu werden. Sie repräsentieren keinen Widerstand mehr. Die Lusterzeugung durch das Witzige, die Tendenz der – sadistische Aggressionen abführenden – Herabsetzung, die Mobilisierung von Lachern für ein Heer von Gegnern, in dem der Satiriker als Vermittler des Witzigen zunächst der einzige Kämpfer war, diese Techniken erscheinen in der Witz-Analyse Freuds nicht allein als zuweilen unabdingbare Regressionen, sondern vor allem als »sozialste aller auf Lustgewinn zielenden seelischen Leistungen«. Die gewonnene Lust verwirklicht sich, indem der Aufwand an Hemmungen, Gefühlen und Vorstellungen möglichst kleingehalten wird. Das psychische Motiv des über Witze demonstrierten Machtfaktors tritt letzten Endes in die sozialen Beziehungen zurück, die den Fundus des Komischen bilden. Die restaurative Tendenz des Humors besteht nicht in der Gefährdung der Satire, sondern in ihrem Gelingen: sie verwirklicht sich im Lachen und ist definiert durch die Verfügbarkeit revanchistisch demontierter Sujets. Das Ausmaß der Souveränität ist das Maß der Ausdehnung der Verfügbarkeit. Und diese wiederum läßt sich bezeichnen durch den Radius der Beliebigkeit, die sich immer weiter ausdehnt. In letzter Instanz gewinnen die gesellschaftlichen Regressionsschübe.

Ein Strang, der für die Urgeschichte des satirischen Witzes ebenso abwegig erscheint wie er für das Verständnis der durch ihn organisierten Rolle des Satirikers aufschlußreich ist, führt in die Geschichte der Ästhetik des Häßlichen. Eine solche Ästhetik wurde erstmals durch Leon Battista Alberti und Leonardo da Vinci formuliert. Nur das möglichst Häßliche bezeuge die Meisterschaft des Künstlers, welcher zur Aufschlüsselung des Wirklichen Techniken der Idealisierung einsetzt. Der Künstler sei nicht des Zieles, sondern des Verfahrens wegen an der Idealisierung interessiert. Die Propaganda des Häßlichen ist nichts anderes als der erkämpfte gesellschaftliche Ort der darstellenden Tätigkeit.

Die heutige Propaganda aber vollzieht – nach dem Ausverkauf der Ekeltechniken und der Häßlichkeitskulte – unter dem Mantel des Satirischen nichts anderes als die illusionäre Selbstauflösung der Ironie, in deren Grenzenlosigkeit keine Wirklichkeit mehr sich selber zerstört. Die satirische Rhetorik der Propagandisten des Häßlichen ist eine neue Mythologie. Wer Satiren schreibt, um Lachen zu erzeugen, der verdrängt in seinem Erfolg die trauervolle Einsicht, daß es in der Gesellschaft keinen Ort für ihn gibt (Dada konnte daraus noch ein letztes Programm machen). Der Revolutionarismus der Humorlosen ist hier vollkommen in die Rhetorik der neuen Heiterkeit hineingewachsen. Karikatur und Satire sind von der Realität überholt worden, in deren politischer Schauqualität der allseitige Symbolismus Triumphe feiert.

»Der Karikaturist mythologisiert die Politik, indem er sie physiognomisiert«. Jean Paul erklärt in seiner »Vorschule der Ästhetik«, weshalb die Narrenfeste in die andächtigsten Zeiten fallen. Nicht der Entdeckung des Humors wegen, sondern

weil im Ausgang vom Mittelalter der Ernst an sich selber zweideutig geworden sei.

Konkret 09/85, S. 20

Noam Chomsky, Heinz Dieterich

Die USA brauchen den Krieg

Der US-amerikanische Sozialwissenschaftler Noam Chomsky gehörte zu den Zeiten des Vietnam-Krieges zu den erbitterndsten Gegnern der US-Regierung. Heinz Dieterich sprach mit ihm für KONKRET über die jetzige US-Politik in Mittelamerika

KONKRET: Präsident Reagan rechtfertigt sein Handelsembargo gegen Nicaragua damit, daß dessen »Politik und Aktionen« eine »ungewöhnliche und außerordentliche Bedrohung der nationalen Sicherheit und Außenpolitik« der USA darstellten. Wie kann eine unterentwickelte Bauern-Nation eine »außergewöhnliche Bedrohung« für die Sicherheit der USA sein?

Chomsky: Reagans Behauptung, daß die Sicherheit der USA durch Nicaragua gefährdet sei, ist zu lächerlich, um sie überhaupt zu diskutieren. Daß jedoch die US-Außenpolitik gefährdet sei, ist in der Tat korrekt. In gewissem Sinne sind es die kleinen und schwachen Länder, welche die größte Bedrohung für die amerikanische Außenpolitik darstellen. Je schwächer ein Land, desto größer die Barbarei der USA. Dies trifft auch für den Fall Nicaragua zu.

Die fundamentalen Prinzipien der US-Außenpolitik, so wie sie mit großer Klarheit in den vierziger Jahren artikuliert wurden, dienen dazu, das zu sichern, was George Kennan einmal »den Schutz unserer Rohstoffe« nannte. Damit bezog er sich auf Lateinamerika. Dann erklärte er, gegen wen wir »unsere Rohstoffe« verteidigen müssen: angeblich gegen die Sowjetunion. Doch das sagt man nur, um die amerikanische Bevölkerung einzuschüchtern. In Wirklichkeit beschützen wir »unsere Rohstoffe« im wesentlichen vor der einheimischen Bevölkerung, der sie gehören. Denn diese einheimische Bevölkerung hat oft die Tendenz, »unsere Materialien« für ihre eigenen Zwecke zu verwenden, und das ist dann eine Verschwörung, die gestoppt werden muß.

Nun, warum sind so kleine Länder wie Laos, Grenada oder Nicaragua von so großer Bedeutung? Offensichtlich deshalb, weil die wirkliche Gefahr dieser Nationen darin besteht, daß sie eine Politik zugunsten ihrer eigenen Bevölkerung beginnen und dann »unsere Rohstoffe« für ihre Zwecke benutzen. Falls diese Politik in irgendeiner Hinsicht erfolgreich ist, falls es gelingt, eine erfolgreiche wirtschaftliche und soziale Entwicklungspolitik zu betreiben, die ein Modell für andere Länder sein könnte, dann hätte sie einen Demonstrations-Effekt. Je kleiner und unbedeutender ein Land, um so größer ist die Bedrohung.

Jeder, der die ersten Programme der Sandinisten sah, wußte, daß es sich bei ihnen um einen Feind handelt, der zerstört werden mußte. Das bedeutete natürlich, daß die Sandinisten angefangen hatten, »unsere Rohstoffe zu stehlen«. Sie drohten eine unabhängige und nationale Entwicklungspolitik außerhalb der amerikanischen Herrschafts- und Kontrollstrukturen zu betreiben, und damit stellten sie eine Gefahr dar für das ganze internationale Herrschaftssystem der USA, in welchem die Rohstoffe und die untergeordneten Länder für die Interessen jener Leute zur Verfügung stehen müssen, die in den USA die Wirtschaft beherrschen. Das muß gestoppt werden. In diesem Sinne handelt es sich um eine außergewöhnlich gefährliche Bedrohung.

Dieses Denken ist in der amerikanischen Außenpolitik immer sehr explizit gewesen. George Kennan sagte in einem Vortrag, den er auf einer Geheimkonferenz mit lateinamerikanischen Botschaftern hielt, daß wir nicht zögern dürften, die brutale Repression lokaler Regierungen zu akzeptieren. Es sei besser eine unterdrückerische Regierung zu unterstützen als eine liberale, die Kommunisten toleriert. Was er mit »Kommunisten« meinte, und was der Begriff wirklich in der politischen Rhetorik der USA bedeutet, ist klar: er bezieht sich auf jeden, der sich um Wohlergehen seiner eigenen Bevölkerung bemüht, anstatt um das Wohlergehen der USA. Daher versuchen wir, diese Leute in die Hände der Sowjets zu treiben, wie sich in unserer gesamten modernen Geschichte zeigt.

KONKRET: Außenminister Schultz sagte, daß das US-Handelsembargo »wenig Einfluß auf die nicaraguanische Wirtschaft haben werde«. Warum ist es dann verlängert worden?

Chomsky: Es hat Einfluß in dreierlei Hinsicht.

Ein »guter« Effekt des Embargos ist, daß es das Leiden in Nicaragua erhöht und wir damit wahrscheinlich größere interne Spannungen erzeugen.

Der zweite »gute« Effekt besteht darin, daß Nicaragua in die Hände der Sowjetunion getrieben wird. Dadurch bekommen wir die Rechtfertigung, die wir für die von uns geplante, genauer gesagt: bereits laufende Aggression brauchen. Drittens hat das Embargo noch einen »guten« Effekt in den Vereinigten Staaten. Dort hofft die Regierung – ob es wirklich eintreffen wird, muß man sehen – daß man durch eine Konfrontation mit Nicaragua eine Welle chauvinistischen Fanatismus hervorrufen kann, so wie das viele Regierungen versuchen zu tun, wenn sie die eigene Bevölkerung für einen Angriff gegen irgendeinen verhaßten Feind mobilisieren. Sie hofft, daß die Sowjetunion Schiffe entsendet, die dann von der US-Kriegsmarine aufgebracht werden können, damit dann eine schöne kleine Konfrontation entsteht, die die Leute noch hysterischer werden läßt, als sie sowieso schon sind, und so weiter und so weiter.

KONKRET: Ist es vorherzusehen, ob die USA militärisch intervenieren werden?

Chomsky: Ich bezweifle es. Ich glaube, wir werden in dieser Hinsicht ein bißchen manipuliert. Lassen Sie mich eine Analogie ziehen zur Situation in Vietnam in den sechziger Jahren.

Zu jener Zeit führten die USA eine außerordentlich starke militärische Aggression gegen Südvietnam aus. Genau genommen hatte diese Aggression bereits in den fünfziger Jahren begonnen, doch gegen 1965 war die Widerstandsbewegung in Südvietnam so stark geworden, daß die Vereinigten Staaten eine Invasion mit Bodentruppen durchführten. Im Februar 1965 wurden die Luftangriffe gegen Südvietnam außerordentlich intensiviert und der Süden hatte zu Lande und in der Luft, die Hauptlast der militärischen Aggression zu tragen.

Wenn wir jedoch die Proteste betrachten, sehen wir, daß sie sowohl in den USA als auch in Europa primär gegen die Bombardierung Nordvietnams gerichtet waren. Die amerikanische Aggression gegen Südvietnam provozierte nur sehr begrenzte Protesthandlungen. Das Pentagon selbst war sich dessen bewußt. In den »Pentagon Papieren« sind geheime Kommentare des damaligen Verteidigungsministers McNamara wiedergegeben, in denen er darauf hinweist, daß die wesentlichen Proteste in den USA und Europa sich gegen die Bombardierung den Nordens richteten und nicht gegen die weitaus schwereren Luftangriffe auf Südvietnam. Der Grund dafür ist klar. Die Bombardierung Nordvietnams implizierte die Gefahr internationaler Komplikationen für die Vereinigten Staaten und für Europa, weil sie zu einem Weltkrieg hätte führen können. Daher verursachten sie Besorgnis. Aber im Falle Südvietnams handelte es sich lediglich darum, Bauern zu ermorden, was keine internationalen Komplikationen beinhaltete und daher auch nur wenig Protest hervorrief.

Die aktuelle Situation ist sehr ähnlich. Seit mehreren Jahren führen die USA eine massive, barbarische Aggression gegen El Salvador durch, die in der letzten Zeit noch intensiviert worden ist. Massive Bombenangriffe, die von US-Militärflugzeugen aus Honduras und Panama koordiniert werden, extensi*ve free fire zones,* und das wird alles noch ständig weiter intensiviert. Seit langer Zeit wird dort ein großes Massaker verübt, ohne daß es viel Protest gibt. Zur gleichen Zeit, im Rahmen der Aggression gegen El Salvador, greifen wir Nicaragua an. Das hat Proteste hervorgerufen, da es zu internationalen Komplikationen führen könnte.

Die Analogie mit den sechziger Jahren liegt sehr nahe, weil die Rolle El Salvadors der Südvietnams sehr ähnlich ist und die Rolle Nicaraguas der Nordvietnams. In beiden Fällen ist das allgemeine Motiv dasselbe: sicherzustellen, daß keines dieser Länder sich freimachen kann von der Herrschaft der USA oder von der Unterordnung unter das von den USA beherrschte globale System. Aber der Hauptangriff wird gegen El Salvador geführt, so wie er in den sechziger Jahren gegen Südvietnam geführt wurde, und die Proteste sind gegen den Angriff auf Nicaragua gerichtet, so wie früher gegen die Aggression gegen Nordvietnam, da in beiden Fällen internationale Konflikte entstehen können.

Daher bezweifle ich sehr, daß wir eine Invasion in Nicaragua durchführen werden, ebenso wie ich niemals glaubte, daß wir sie in Nordvietnam machen würden. Wir werden versuchen, jedwede erfolgreiche Entwicklung dort zu verhindern und die Volksbewegungen in jenen Ländern zu zerstören, um die wir am meisten besorgt sind.

KONKRET: Das Dilemma der US-Regierung besteht, nach Worten eines Offiziellen, darin, daß sie weder ein zweites Kuba noch ein zweites Vietnam will. Was kann sie also tun?

Chomsky: Sie kann das tun, was die USA in ihrer gesamten Geschichte mit Erfolg getan haben. Die gesamte Geschichte der USA in Lateinamerika hat darin bestanden, Volksbewegungen zu zerstören, jeden Versuch unabhängiger Politik zu vernichten und brutale und unmoralische Diktaturen zu installieren. Das ist der wesentliche Grund, weshalb Lateinamerika eine der wirklichen Schreckenskammern der modernen Welt geworden ist. Diese US-Politik ist älter als ein Jahrhundert.

Die USA griffen Nicaragua im Jahre 1854 an, als die US-Kriegsmarine die Stadt San Juan del Norte zerstörte. Angeblich war irgendein amerikanischer Millionär beleidigt worden, daher brannten die USA die Stadt nieder. In diesem Jahrhundert überfielen die Vereinigten Staaten Kuba, Panama, Mexico, Haiti, die Dominikanische Republik, Guatemala und Nicaragua. Und an jedem Ort, wo wir intervenieren, ist das Resultat fast immer das gleiche. Und das ganze hat nichts zu tun mit der Sowjetunion.

Was wir gegenwärtig erleben, ist eine andere Phase, es ist nichts Neues. Alles was jetzt passiert, ist lediglich eine Wiederholung dessen, was sich schon dutzendmale vorher ereignet hat.

KONKRET: Weshalb ist es für die lateinamerikanischen Nationen unmöglich, souverän zu sein und ohne die Einmischung der Vereinigten Staaten zu leben?

Chomsky: Das ist unmöglich, weil sie im Schatten einer gewalttätigen und sadistischen Supermacht leben, die entschlossen ist, sie zu kontrollieren und zu beherrschen.

Wenn wir uns fragen, weshalb die USA so viel Lärm um Kuba macht, dann ist die Antwort die gleiche. Die Antwort wird gegeben durch einige simple Statistiken.

Vor einiger Zeit wurde vom *Overseas Development Council* eine Studie veröffentlicht, die jedes Jahr unter dem Namen »Lebensqualitäts-Index« durchgeführt wird. Dieser Index wird gebildet aus Daten über Kindersterblichkeit, Sterberate, Lebenserwartung und Alphabetismus. Weltweit liegen an erster Stelle Länder wie Island und Japan, dann kommen die skandinavischen Länder und dann kommen die USA, die 97 Punkte auf dem Index haben. Kanada liegt auf ähnlicher Höhe. Das nächste Land in Lateinamerika ist Kuba mit 95 Punkten. Dann müssen Sie bis zu 89 Punkten heruntergehen, bevor Sie an die reichen lateinamerikanischen Länder kommen. Jedes Land, das eine hohe Placierung auf dem Lebensqualitäts-Index hat, ist ein Feind von uns, muß ein Feind sein, denn offensichtlich benutzt seine Regierung ihre Rohstoffe für ihre eigenen Zwecke und nicht für unsere. Und daher werden wir diese Feinde zerstören. Im Falle Kubas haben die USA alles getan, um die Kubaner in die Hände der Sowjetunion zu treiben und sicherzustellen, daß innerhalb des Landes ein Höchstmaß interner Unterdrückung und Brutalität existiert, um die Möglichkeit einzuschränken, daß Kuba ein Modell für andere werden könnte. Gleichwohl haben wir immer noch diese außergewöhnlich bedrohliche Entwicklung. Während in der ganzen Region, die die USA unterstützen und favorisieren, Folter, Mord, Hunger, Sklavenarbeit an der Tagesordnung sind, existiert in Lateinamerika dieses kleine Fleckchen Erde, das es in der Tat geschafft hat, die Vereinigten Staaten zu erreichen. Das ist erstaunlich, denn letztere sind, gemessen an jedem möglichen Kriterium, das reichste Land der Erde. Kuba ist eines der ärmsten Länder und hat dennoch in etwa den gleichen Lebensqualitäts-Index wie die USA. Das ist wirklich beunruhigend. Und das meinen sie, wenn sie sagen, sie könnten kein zweites Kuba tolerieren. Es ist schlimm genug, daß es ein Land gibt, das als Modell für diese Art von Entwicklung dienen kann. Stellen Sie sich vor, es gäbe zwei oder drei...

KONKRET: Während der Protestbewegung gegen den Vietnamkrieg schrieben Sie in einem Essay, daß die Aktivitäten gegen den Krieg einige der Teilnehmer von den »vernunftzerstörenden ideologischen Pressionen des amerikanischen Lebens« befreien könnten. Was heißt das?

Chomsky: Die USA ist eine ungewöhnliche Gesellschaft: auf der einen Seite hat sie wahrscheinlich die klassenbewußteste *business class,* die klassenbewußteste Bourgeoisie, die man in irgendeinem Land der Erde finden kann. Diese Klasse ist organisiert, bewußt und entschlossen. Das ist deutlich zum Beispiel an der Entwicklung der Public-Relations-Industrie, die weitaus fortgeschrittener ist als irgendwo sonst. Sie geht zurück auf die ersten Jahren dieses Jahrhunderts und repräsentiert ein organisiertes, von der Geschäftswelt betriebenes Propaganda und Indoktrinationssystem, das auf das Denken der Bevölkerung gerichtet ist. Das erklärt, warum wir in den gesamten USA nur eine einzige kleine Stadt mit einem sozialistischen Bürgermeister haben. Das ist unvorstellbar in Europa. Oder die amerikanische Presse: Ich bezweifle, daß es dort einen einzigen Journalisten gibt, den man auch nur als »milden Sozialisten« bezeichnen könnte. Das ist unvorstellbar in irgendeinem anderen Land.

Wir haben also auf der einen Seite eine extrem klassenbewußte herrschende Klasse und auf der anderen ein äußerst geringes Ausmaß politischen Bewußtseins in allen anderen Klassen. Es existiert eine enorme Disparität. Das Resultat ist eine sehr entpolitisierte Gesellschaft. Es gibt sehr wenig Engagement im politischen Prozeß.

Ein Aspekt, in dem sich die Entpolitisierung widerspiegelt, ist die außergewöhnliche Religiosität in den Vereinigten Staaten, die weit höher ist als in irgendeiner anderen Industriegesellschaft. Ein anderer, der das Ausmaß der Indoktrination anzeigt, ist die Tatsache, daß Präsident Reagan öffentlich sagen kann, daß wir einen nationalen Notstand haben, eine Bedrohung der amerikanischen Sicherheit durch Nicaragua. Das ist so, als ob Gorbatschow sagen würde, daß Luxemburg eine Bedrohung für die nationale Sicherheit der Sowjetunion darstellt. Ich vermute, daß die Leute in der Sowjetunion darüber lachen würden, aber hier lacht niemand. Niemand protestiert. Das ist ein Beispiel für das Ausmaß an Indoktrination und Kontrolle, das hier herrscht. Dies sind einige Exempel für die »vernunftzerstörenden ideologischen Pressionen des amerikanischen Lebens«.

Auf der anderen Seite gibt es allerdings auch einige positive Charakteristika, die nicht vergessen werden sollten. Eines ist, daß die Bevölkerung dazu tendiert, ziemlich undiszipliniert zu sein, im Gegensatz zur intellektuellen Klasse, die außerordentlich diszipliniert ist. Letzteres ist natürlich Teil der generellen Klassenbewußtheit der Privilegierten. Auf der Seite der Bevölkerung spiegelt sich das fehlende Klassenbewußtsein wider in einer Art natürlicher Dissidenz oder in einem Skeptizismus, einem Unwillen zum Gehorsam und einer gewissen Oberflächlichkeit gegenüber ideologischer Kontrolle. Dies ist einer der Gründe, weshalb wir das Phänomen der amerikanischen Friedensbewegung haben, das so in anderen Ländern schwer zu erreichen sein dürfte. Sie ist spontan, unorganisiert, kommt aus allen Ecken des Landes und hält die US-Regierung in Mittelamerika zurück. Alles in allem haben wir also ein gemischtes Bild.

KONKRET: Weshalb gibt es so wenig Intellektuelle, die sich engagieren?

Chomsky: Weil der persönliche Preis, den man zahlt, sehr hoch ist. Diese Gesellschaft ist sehr reich und bezahlt diejenigen sehr gut, die sich der Politik der priviligierten Sektoren anpassen. Auf der anderen Seite, wenn jemand seine Klasse verrät, endet er nicht im Konzentrationslager, doch wird einem das Leben in vielfacher Weise schwer gemacht. Man wird isoliert und verleumdet.

KONKRET: Wie würden Sie ihre gegenwärtige politische Rolle in den USA definieren? **Chomsky**: Es gibt gewisse Aktivitäten, die ich aufgrund meiner Ausbildung, meiner Erfahrung, meiner Position realisieren kann. Am häufigsten werde ich gebeten, in einer aufklärerischen Rolle tätig zu werden, d.h. etwas zu tun gegen die Sintflut von Propaganda und den Effekt der außerordentlich starken Indoktrination. Ich kann nicht einen Bruchteil der Reden halten, um die ich gebeten werde. Das ist physisch einfach unmöglich.

KONKRET: Wie verstehen Sie als Linguist den Reagan-Diskurs? Benötigt man George Orwells Buch »1984«, um ihn zu beschreiben?

Chomsky: Nein, dafür benötigt man keinerlei sprachwissenschaftliche Kenntnisse, sondern lediglich elementaren, gesunden Menschenverstand. In Wirklichkeit geht der Reagan-Diskurs weit über das hinaus, was Orwell jemals sich hat träumen lassen, aber andererseits ist er »transparent«. Jeder, der mit ein bißchen Intelligenz ausgestattet ist, kann ihn nur als *comic strip* betrachten.

Kasten auf Seite 22

Noam Chomsky

Noam Chomsky, geboren 7.12.1928, ist einer der bedeutenden Sozialwissenschaftler der Gegenwart. Seine Theorie der Sprache hat nicht nur die Linguistik revolutioniert, sondern Einfluß auf die zeitgenössische Philosophie, Psychologie und Anthropologie ausgeübt.

Während des Vietnamkrieges, war Chomsky derjenige Intellektuelle, der durch seine Diskussionen und Beiträge den größten Einfluß auf die Protestbewegung ausübte. Auf Straßen und in Colleges, in Universitäten und Senatsausschüssen denunzierte er den technologischen Vernichtungskrieg, den die USA gegen die rückständigen Bauerngesellschaften Indochinas führten.

Am 10. Juni dieses Jahres stand er wieder vor Gericht, weil er nach dem von Reagan erlassenen Handelsembargo gegen Nicaragua mit anderen ein öffentliches Gebäude blockiert hatte. Die Hoffnung, 1967 geäußert, daß der Widerstand gegen den Vietnamkrieg helfen könne, »andere kleine Länder vor dem Schicksal Vietnams zu bewahren«, soll heute von der Reagan Regierung endgültig ad absurdum geführt werden.

Konkret 09/85, S. 24

Warner Poelchau, Regine Schmemann

Miskitos wollen ihre Ruhe

19 Tage lang war die westdeutsche Biologin Regine Schmemann in den Händen eines MISURA-Kommandos. Erst in Nicaragua, dann in Honduras. Über ihre Eindrücke in Nicaragua, ihre Erfahrungen in der Gefangenschaft sprach mit ihr für KONKRET Warner Poelchau

KONKRET: Was hast Du eigentlich in Nicaragua gemacht?

Schmemann: Insgesamt arbeitete ich viereinhalb Jahre dort, davon drei Jahre in Managua an der Universität als Ausbilderin von Biologielehrern. Als nach drei Jahren mein Vertrag auslief, hatte ich Lust, weiter in Nicaragua zu bleiben. In einem Forstprojekt an der Atlantikküste wurden damals Fachkräfte gesucht. Mich interessierte das, weil ich zum einen Lust hatte, praktisch zu arbeiten, zum anderen sehr optimistisch in Bezug auf diese Arbeit war.

KONKRET: Galt dieser Optimismus auch der politischen Situation?

Schmemann: Ich war engagiert und überzeugt. Mir gefiel in Nicaragua, daß man so offen war, daß man einfach hingehen konnte mit Vorschlägen, die dann auch ernsthaft diskutiert wurden – viel offener, als in der Bundesrepublik .

KONKRET: Es war Dir aber klar, daß Du in ein politisch brisantes Gebiet Nicaraguas, das Siedlungsgebiet der Miskito-Indianer, kommen würdest?

Schmemann: Ja, natürlich, mir war klar, daß das nicht dasselbe wie Managua ist.

KONKRET: Bundesdeutsche Publikationen, auch alternative erwecken leicht den Eindruck, die Miskitos seien alle gegen die Sandinisten. Ist das so?

Schmemann: Nee, das stimmt nicht, das stimmt überhaupt nicht. Die Miskitos wollen vor allem ihren Frieden haben. Die wollen da, verdammt noch mal, nicht mehr gestört werden. Man kann einfach nicht sagen, daß die nun alle die MISURA oder MISURASATA unterstützen. Natürlich haben die eine gewisse Unterstützung. Aber ich habe festgestellt, daß da eher familiäre Beziehungen als politische Gründe eine Rolle spielen. Die haben halt ihre Söhne bei MISURA und versorgen sie deshalb.

KONKRET: Als Du entführt wurdest, warst Du da auf einer ganz alltäglichen Inspektionsfahrt oder war es ein besonderes Unternehmen, das die Misuras zur Aktion geradezu herausforderte?

Schmemann: Es war eine Routinefahrt. Die größte Baumschule, die wir haben, liegt circa 15 Kilometer nördlich von Puerto Cabezas. Jeden Morgen fährt ein Wagen dorthin. Und an dem Morgen eben auch. Plötzlich standen unterwegs zwei bewaffnete Männer auf der Straße. Wir haben sofort angehalten und mußten aussteigen. Unsere Gruppe bestand aus ungefähr zehn Leuten. Die beiden Assistenten und ich wurden sofort abgesondert, vermutlich weil ich Europäerin war und die beiden anderen Hefte und Arbeitsbögen dabei hatten. Der Rest durfte zu Fuß weiter. Wir mußten uns hinsetzen. Ich wurde angebrüllt, ich sei Kommunistin und beim Militär und in meinem Land seien wir alle Soldaten. Ich habe dem schreienden Anführer dann gleich gesagt, er solle mir nichts tun, denn ich sei aus der Bundesrepublik, meine Regierung hätte sehr gute Beziehungen zu den USA und er würde Schwierigkeiten bekommen.

KONKRET: Sehr optimistisch!

Schmemann: Sehr optimistisch, natürlich, aber du ergreifst ja jeden Strohhalm. Ich hatte gedacht, die einzige Möglichkeit sei jetzt, sie ein bißchen einzuschüchtern, zu verunsichern. Aber der Anführer blieb dabei, daß ich Kommunistin sei.

KONKRET: Hast Du mit den Entführern denn auch über Deine Arbeit in dem Aufforstungsprojekt gesprochen?

Schmemann: Einer von denen hatte da selber mal gearbeitet und aus der Zeit noch eine persönliche Abneigung gegen einige Leute dort. Ich habe immer gesagt, daß ich dort Bäume pflanze, die sowieso erst in 30 Jahren zu nutzen sind. Es sei mir völlig egal, was hier für ein System herrsche, denn ich könne auch nicht wissen, was in 30 Jahren los sei. Ich wüßte nur, daß sie Holz für den Bau ihrer Häuser brauchten. Gegen meine Arbeit könne er doch nichts sagen, weil sie der Region zu Gute komme. Dann fing er damit an, daß er keine Ausländer hier haben wolle. Daraufhin meinte ich, daß sie nun mal nicht genug Forstingenieure hätten. In dem Stil habe ich mit denen geredet, was aber wenig genützt hat, denn der Anführer hat mir dann noch meine Uhr und meine Halskette abgenommen. Ich habe dann nur noch gesagt: Na, ihr seid ja eine tolle politische Organisation, daß ihr es nötig habt zu stehlen. Da war er natürlich sauer.

KONKRET: Nur sauer?

Schmemann: Der wird natürlich das nächste Mal genauso klauen. Ich glaube aber schon, daß es ihm peinlich war. Wir sind dann mit dem Pritschenwagen zu einem Lager ganz in der Nähe gefahren. Dort, in diesem provisorischen Zwischenlager war ein ca. 45jähriger Mann, der hat mich dann wieder verhört. Und ich habe ihm wieder das gleiche erzählt, auch von wegen BRD, gute Beziehungen zu den USA und Schwierigkeiten für MISURA. Da meinte er dann, sie

würden mich gut behandeln, wenn ich mich entsprechend verhalten würde. Sie hätten ein Interesse daran, daß ich, falls ich rauskäme, auch positiv über sie berichte. Da habe ich gleich gesagt, daß dann die beiden Miskito-Assistenten immer bei mir bleiben müßten, weil ich sonst ja nichts Positives über deren Schicksal sagen könnte. Ich wollte sie dadurch etwas schützen.

In der Nacht wurden wir dann in ein Lager 30 Kilometer nördlich von Puerto Cabezas gebracht, das man nur mit einem Einbaum erreichen konnte und offenbar das Zentrum für Aktionen in der Region war. In diesem Lager blieben wir sechs Tage, von denen ich drei zunächst isoliert gehalten wurde. Ich durfte nur mit meinen Bewachern und den drei Commandantes, »Adler 2«, »Der Kühne« und »Granate«, sprechen.

KONKRET: Wurde Dir denn irgendwann einmal der Sinn Deiner Gefangennahme erklärt?

Schmemann: Ich habe gar nicht danach gefragt, sondern hatte immer den Eindruck, daß das auf einem Mißverständnis beruhte. Irgendjemand hatte denen in den Kopf gesetzt, sie müßten Militärberater aus kommunistischen Ländern fassen, um dann sagen zu können: Söldner bei den Sandinisten. Denen paßte es nicht in ihren Schädel rein, daß ich nicht aus einem sozialistischen Land komme. Tagelang wiederholten die, mein Land sei doch kommunistisch.

KONKRET: So, wie Du sie schilderst, hat man den Eindruck, daß die MISURA-Leute eher ein umherschweifender Rebellenhaufen sind, als Mitglieder einer politischen Organisation.

Schmemann: Bei ihnen ist es sehr schwer festzustellen, was die nun für ein politisches Konzept haben. Den Commandante »Adler 2« habe ich gefragt, was sie denn konkret anders machen würden als die Sandinisten. Seine Antwort: dazu könne er mir nichts sagen, das sei auch nicht seine Aufgabe. Ich sollte mich da an die Führung von MISURA wenden. Die anderen sagten lediglich, daß die Sandinisten weg sollten. Die Motivation für ihren Kampf wird vor allem immer wieder durch kolportierte Horrorgeschichten über die Sandinisten genährt.

KONKRET: Du hast in dem Miskitogebiet gelebt, auch mit den Sandinisten dort gesprochen. Sind die Geschichten über Übergriffe der Sandinisten nun alle aus der Luft gegriffen?

Schmemann: Sicherlich hat es gewisse Übergriffe gegeben. Aber nicht in der Weise, daß sie eine Kirche angezündet haben. Ich kann mir vorstellen, daß es bei der Umsiedlungsaktion Leute gegeben hat, die Widerstand geleistet haben, daß Sandinisten, die oft kein Miskito sprachen, nervös reagiert haben, daß Menschen umgekommen sind .

KONKRET: Widerstand gegen eine Umsiedlungsaktion, die Dich aus den traditionellen Lebensräumen rausschmeißt, ist doch wohl verständlich?

Schmemann: Es ist ganz klar, das war eine harte Sache, ein Eingriff in das Leben der Miskitos. Das gibt auch jeder von den Sandinisten zu. Die haben das ja auch nicht mit großer Begeisterung gemacht. Es ist nur sehr schwierig zu sagen, ob sie nötig war oder nicht. Das würde ich mir nicht herausnehmen, zu beurteilen. Die Sandinisten haben eben damals entschieden, daß die Probleme, die es mit sich bringt, geringer sind, als die, die entstehen könnten, wenn die Bevölkerung dableibt. Es ist nun äußerst schwierig zu sagen, wie es nun gewesen wäre, wenn sie dageblieben wären. Immerhin fängt jetzt die Rückkehr an den Rio Coco wieder an. Damit ändert sich viel für die Miskitos. Die wollen nämlich nur zurück, egal wer da jetzt das Sagen hat, ob Sandinisten, MISURA oder eine autonome Miskito-Regierung.

KONKRET: Man würde sich also in die Tasche lügen, wenn man nicht die Tatsache zur Kenntnis nimmt, daß die Leute, die Dich entführt haben, eine gewisse Unterstützung bei den Provinzbewohnern haben. Stellt das nicht Deine Arbeit in Frage?

Schmemann: Nein. Das Aufforstungsprojekt besteht schon seit Ende der 60er Jahre. Das Gebiet um Puerto Cabezas ist vom Boden her nur für die Forstwirtschaft geeignet. Da haben früher auch Kiefernwälder gestanden, die in den 20er bis 60er Jahren von amerikanischen Firmen rücksichtslos abgeholzt worden sind. Das Projekt ist letztlich im objektiven Interesse der Miskitos.

KONKRET: Das geht an der Frage vorbei. Du bist ja mit einem politischen, humanitären Anspruch in das sandinistische Nicaragua gegangen. Zu Somozas Zeiten hättest Du das doch nicht gemacht?

Schmemann: Nein, auf keinen Fall.

KONKRET: Und dann ist man damit konfrontiert, daß der Anspruch, mit dem man angetreten ist, zumindest von Teilen der Bevölkerung nicht als die Wohltat angesehen wird, wie man sich das vorgestellt hat.

Schmemann: Ich sehe das anders. Erst einmal sind die MISURA-Leute, die unter Waffen stehen, wirklich nur ein geringer Teil der Bevölkerung und dann habe ich bei Leuten in den Dörfern, die der sandinistischen Regierung kritisch gegenüberstehen, festgestellt, daß sie diese Aufforstung als eine sehr positive Sache sehen. Sie sehen auch, daß das eine Investition und keine Ausbeutung ist.

KONKRET: Für die Rechten sind die Contras und Misuras pauschal Freiheitskämpfer.

In der Linken sind sie meist nur Gangster, Agenten und Mörder. Wie siehst Du sie?

Schmemann: Ich sehe sie als das, was wir früher als jugendliche Hitzköpfe bezeichnet haben, die aus Abenteuerlust dabei sind, die es genießen, daß sie in den Flüchtlingslagern wie Helden behandelt werden. Die werden von Ihrer Führung – die schätze ich anders ein – einfach nur benutzt.

KONKRET: Kennst Du den Film von Werner Herzog über die Miskito-Frage?

Schmemann: Den habe ich in Puerto Cabezas gesehen.

KONKRET: Und Dein Kommentar?

Schmemann: Ich bin zunächst überzeugt davon, daß der Film nur in Honduras gedreht worden ist. Denn ich kenne die Dörfer in Nicaragua und solche mit angemalten Häusern, wie sie der Film zeigt, habe ich nirgends gesehen.

KONKRET: Wie war es möglich, daß Du den Film in Nicaragua sehen konntest?

Schmemann: Der wurde von »Centro de investigacion y de la documentacion en la atlantica« öffentlich gezeigt, und auch offen diskutiert.

KONKRET: Wie waren die Reaktionen der Einwohner?

Schmemann: Unterschiedlich . Ich selber weiß gar nicht, wie man bloß auf die Idee kommen kann, daß der Film etwas Positives über MISURA und damit Negatives über die Sandinisten aussagen könnte. Z.B. die Sache mit den Kindern. Der Film zeigt eigentlich auf unwahrscheinlich brutale Weise die Benutzung der Kinder durch MISURA. Das wird ganz deutlich in der Szene, als ein kleiner Junge eine Granate in den Mörser wirft und es nicht funktioniert. Diese Angst in seinem Gesicht. Und auf diese Angst ist überhaupt nicht eingegangen worden. Das finde ich einfach schlimm. Das muß ich jetzt sagen, als eine Person, die lange in Nicaragua gelebt hat: Natürlich sind auch Jugendliche bei den Sandinisten organisiert, aber ich bin mir sicher, daß dort so etwas nicht vorkommt. Ja, und was in dem Film alles gesagt wird, was die Sandinisten Böses gemacht hätten: da würde ich etwas vorsichtig sein.

KONKRET: Aber einen realen Hintergrund hat der Film wohl doch, denn du hast ja selber gesagt, daß der Konflikt im Miskito-Gebiet auch hausgemachte Grundlagen in Nicaragua hat. Der Widerstand gegen die Regierung hat also seine Basis auch in der Bevölkerung. Das muß ja nicht so bleiben. Meinst Du, daß es eine Chance gibt, den Scharfmachern, die ja wohl im Ausland, in Honduras sitzen, den Boden zu entziehen? **Schmemann:** Die Chance sehe ich. Denn die Verhandlungen mit Eduardo Panting und mit Brooklyn Rivera zeigen ja, daß denen offensichtlich der Wind aus den Segeln genommen wird. Den Miskitos geht es um Autonomie. Daran wird jetzt gearbeitet. Es ist ja auch schon viel gemacht worden. So gibt es jetzt schon an allen Grundschulen zweisprachigen Unterricht, die erste Miskito-Grammatik ist vor kurzem erschienen, damit die Sprache auch an der Pazifikküste gelehrt werden kann und vor allem hat die Rückkehr an den Rio Coco begonnen. Das alles schwächt die Miskito-Contras enorm. Im Grunde genommen habe ich in meiner Entführung einen verzweifelten Versuch erlebt, diese ganzen Bemühungen zu stören.

KONKRET: Wie erklärst Du Dir dann, daß die Politik der Sandinisten gegenüber den Miskitos auch in der linken, alternativen, Solidaritäts- oder wie auch immer -bewegung stark kritisiert wird?

Schmemann: Ich bin mit einem Teil Deiner vorigen Frage, daß der Widerstand nun wirklich eine Basis habe, nicht einverstanden. Ich glaube, daß die anfänglichen Fehler ab einem ganz bestimmten Zeitpunkt von außen hochgepuscht worden sind. Die Geschichten über die Miskitos, die einfach nicht richtig sind, sind Vehikel, über die scharfgemacht werden soll gegen die Sandinisten.

KONKRET: Trotzdem sind sie aber gut, fast schon bereitwillig in der Solidaritätsbewegung aufgenommen worden.

Schmemann: Natürlich, weil wir eben leicht zum Idealismus neigen, daß heißt wir sehen immer die armen Indianer, die bloß so weiterleben sollen, wie sie immer gelebt haben. Man soll sie nur nicht stören. Man muß sich einfach mal überlegen: Was will man eigentlich, was wollen die? Wollen die jetzt immer in dieser Subsidenzwirtschaft weitermachen, mit Analphabetismus, mit hoher Kindersterblichkeit usw.? Wollen die immer s6 gehalten werden wie ein kleiner Naturschutzpark? Oder sollen auch die sich entwickeln? Ich glaube, daß das, was die Sandinisten jetzt für die Miskitos vorgeschlagen haben, etwas sehr Gutes ist. Wenn sie erzieherische und kulturelle Autonomie haben, haben sie die Möglichkeiten zur Auseinandersetzung mit der Gesellschaft, aber auch, ihre eigenen Sitten und Gebräuche wahrend, sich zu entwickeln. Ich halte diese Naturschutz-Indianer-Geschichte für eine sehr idealistische Sache.

KONKRET: Zurück zu Deiner Entführung. Wußtest Du eigentlich, daß Du für MISURA irgendwann zu einem Handelsobjekt geworden warst?

Schmemann: Das habe ich erst in Honduras erfahren. Dort bekam ich – noch in den Händen von MISURA – eine Radiosendung mit, in der Tomas Borge sprach. Der redete davon, daß MISURA ja nun die entführte Biologin gegen Eduardo Panting austauschen wollen. Dabei wüßten sie genau, daß Panting tot sei. Ich fragte dann Commandante »Der

Kühne«, wie ihr MISURA-Füher Panting umgekommen sei. Die Antwort: Er ist von den eigenen Leuten umgebracht worden.

KONKRET: Von MISURA? In der Bundesrepublik ist berichtet worden, er sei im Kampf gefallen oder von den Sandinisten im Gefängnis getötet worden.

Schmemann: Nein. »Der Kühne« sagte klar: »Panting hat falsch gespielt und ist von MISURA umgebracht worden. Wieso sollten die Sandinisten ihn auch umbringen, wo er doch endlich mit ihnen verhandelte.«

KONKRET: Wie war das Verhalten des bundesdeutschen Diplomaten, der Dich rausgeholt hat?

Schmemann: Der war sehr nett. Ich kann nichts gegen die Bundesregierung sagen. Die Befreiung ist letztlich auf Druck der Bundesregierung zustandegekommen. Nur eines: Meine beiden nicaraguanischen Kollegen befinden sich noch immer auf honduranischem Gebiet in den Händen von bewaffneten Misuras. Die Bundesregierung hat im Schlußsatz des Kommuniques zu meiner Freilassung zwar erwähnt, daß sie dringend hofft, daß die beiden Kollegen auch bald freikommen, aber damit hat es sich dann auch. Fausto Christy und Jorge Canales sind noch immer Geiseln in den Händen von MISURA.

KONKRET: Du bist von einem MISURA-Mitglied gebeten worden, nach Deiner Freilassung positiv über sie zu berichten. Auf die ersten Zeitungsberichte hin bist Du auch prompt, beispielsweise in Leserbriefen in der »taz«, kritisiert worden, Du hättest alles viel zu freundlich geschildert.

Schmemann: Ich habe mich immer um eine sachliche Darstellung bemüht. Ich kann sagen, daß ich physisch gut behandelt worden bin. Ich habe das gleiche wie sie gegessen, ich habe unter den gleichen Bedingungen wie sie gelebt, aber ich bin nicht physisch gefoltert und auch nicht vergewaltigt worden. Ich weiß genau, daß das sehr viel damit zu tun hat, daß ich aus der Bundesrepublik bin. Es wurde mir beispielsweise ganz klar gesagt: Wenn Du Kubanerin wärst, dann hätten wir Dich sofort umgebracht.

KONKRET: In den ersten Zeitungsberichten stand, daß Du in Mexico gesagt hast, Du wolltest nicht nach Nicaragua zurückgehen, weil man Dir gedroht habe, Dich dann umzubringen. Hätten dann die Contras nicht zum Teil ihr Ziel erreicht, nämlich die Schwächung der praktischen Solidarität mit Nicaragua?

Schmemann: Die Äußerung habe ich nur in Honduras gemacht und auch nicht so, wie sie hier die Zeitungen gedruckt haben. Ich habe noch in Honduras von MISURA eine ganz persönliche Warnung bekommen, nicht mehr nach Nicaragua zurückzukehren. Da habe ich gesagt, ich könnte mir im Moment nicht vorstellen, daß ich dieselbe Arbeit in jenem Projekt weiterführen kann. Denn die ist nur möglich, wenn ich auch rausfahre aufs Feld. Ich kann mir nicht mehr leisten, in einen Hinterhalt von denen zu fallen. Das nächste Mal bringen sie mich um.

Ich habe aber nicht gesagt, daß es in Nicaragua keine Sicherheit gebe. Ich hatte auch in Tegucigalpa effektiv Schiß, denn MISURA kann sich da frei bewaffnet bewegen, die hatten ihre Leute da.

KONKRET: Und Deine Einstellung jetzt?

Schmemann: Jetzt kann ich mir sehr gut vorstellen, nach Nicaragua zurückzukehren. Mein Ziel ist aber, jetzt alles zu versuchen, um die beiden Kollegen herauszuholen,. Und da glaube ich, daß ich dafür in der Bundesrepublik sehr viel bessere Möglichkeiten habe.

Kasten Seite 26

Regine Schmemann

Die jetzt 33jährige Regine Schmemann lebte seit 1981 in Nicaragua. Zuvor hatte sie, nach einem Biologie- und Mathematikstudium, an einer Kölner Gesamtschule als Lehrerin gearbeitet. Durch Vermittlung des nicaraguanischen Erziehungsministers Ernesto Cardenal kam sie 1981 mit einem Vertrag des »Committee intergouvernamental de migration« (CIM) noch Managua. Anschließend erhielt sie eine Anstellung vom nicaraguanischen Institut für Umweltschutz in einem Aufforstungsprojekt in der Region Puerta Cabezas, etwa 350 Kilometer nordöstlich von Managua. Hier, in diesem Siedlungsgebiet der Miskito-lndianer, wurde sie am 14. Juni von einem MISURA-Kommando verschleppt und 19 Tage später in Honduras freigelassen.

Konkret 09/85, S. 28

Hermann Sülberg

Soll & Haben

Das Frankfurter Westend - Eine Bestandsaufnahme in Wort und Bundbild

Mit Soll und Haben ist hier alles möglich. Im letzten Hinterhof wird es unerwartet hell, in tote Fensterhöhlen strahlt plötzlich die Sonne, morgens scheint sie von West, mittags steht sie genau im Norden, im Osten geht sie ganz rot unter – im Frankfurter Westend stimmt nichts mehr, selbst die Natur spielt hier verrückt.

Soll und Haben nennt Volkes Stimme die beiden 155 Meter hohen, verspiegelten Türme der Deutschen Bank, neues Wahrzeichen von Mainhattan, Höhepunkt der Entwicklung des Westends dieser Stadt. Wie stark dieser »Frankfurter Dom« das Klima dieses Stadtteils verändern wird, ist noch unklar, aber die Winde werden anders wehen, Licht und Schatten neu verteilt, der Verkehr wird dichter, die Luft dicker, die Einwohnerzahl weiter sinken, die Umsätze steigen – so soll es sein, so wird es werden.

Plus und Minus auf dem Konto bestimmen das Leben im Westend schon länger, prägten bereits vor hundert Jahren das Stadtbild nördlich und südlich der Bockenheimer Landstraße, damals eine prächtige Kastanien-Allee. Zwischen Opernplatz und dem kleinen Turm namens Bockenheimer Warte wohnten die Rothschilds und die Oppenheimers, das war zur Jahrhundertwende das Feine-Leute-Viertel: großzügige Villen ganz klassizistisch oder neubarockig, umgeben von fürstlichen Gärten. Das war Frankfurts gute »Stubb«, die selbst den 11. Weltkrieg vergleichsweise unbeschadet überstand. Die Löcher wurden mit schlichteren Nachkriegs-Neubauten geschlossen, aber der Gesamteindruck blieb erhalten: hier wohnt es sich gut und bürgerlich.

In den sechziger Jahren entdeckten die guten Bürger den Taunus als bessere Wohnlage, und das Westend wurde normalbürgerlich. Die großen Wohnungen eigneten sich auch hervorragend für Wohngemeinschaften. Gut 40.000 Menschen wohnten hier und wenn sie nicht gestorben sind...

Pustekuchen ! Denn aus dem Märchen wurde ein Monopoly-Spiel. Frankfurt entwickelte sich in den sechziger Jahren schnell zur Handels- und Verwaltungsmetropole der Republik. Banken, Versicherungen, Konzerne aller Art wollten sich hier niederlassen, hier bauen, je größer je lieber. Den aufschwungbegeisterten Stadtvätern schien das Westend genau das rechte Areal dafür zu sein, direkt neben der City, gab es hier großzügige Grundstücke. Die Baubehörde dachte sich den Fingerplan aus: wie die Finger einer gespreizten Hand sollten Schnellstraßen durch das Viertel geschlagen und von Hochhäusern gesäumt werden.

Rücke vor bis Opernplatz, wenn du über Los kommst ziehe 4.000 Mark ein ... du erhältst auf Vorzugsaktien sieben Prozent Dividende ... Bankirrtum zu deinen Gunsten, ziehe 4.000 Mark ein. . . lasse alle deine Häuser renovieren . . . Monopoly ist ein schlechtes Kinderspiel, man lernt zuwenig fürs wirkliche Leben.

Da gings im wilden Westend schon anders zu, da brach eine Goldgräber-Mentalität aus mit rauhen Sitten und eigenen Gesetzen, Law and Order aus frühkapitalistischen Zeiten feierten kräftig Urständ. Die Grundstückspreise verzehnfachten sich innerhalb weniger Wochen, Spekulanten versuchten ganze Häuserblocks aufzukaufen, um sie dann mit tausend Prozent Gewinn am Stück zu verscherbeln. Das klappte oft genug auch problemlos, nur die Mieter der aufgekauften Häuser störten gelegentlich das Geschäft.

Da wurden neue Monopoly-Spielregeln eingeführt: Mieterhöhung ... Mietwucher ... Zimmervermietung an Gastarbeiter ... keine Reparaturen ... Abstellen von Wasser, Strom und Heizung ... Kündigung ... Einschüchterung durch Räumungsbefehle ... Prozesse ... Vermauern von Türen und Fenstern ... Teilabbruch des Hauses, auch wenn noch Leute drin wohnten ... Bedrohung durch Schlägertrupps ... Brandstiftung. Der Phantasie der Spekulanten, die immer noch Investoren genannt wurden, kannte keine Grenzen. Sie scheuten sich auch nicht, selbst mit Hand anzulegen, mit Fäusten, Vorschlaghämmern und Brechstangen.

Als sich der Terror der Vertreibung Anfang der siebziger Jahre häufte, gingen nicht nur Studenten, sondern auch die sonst so zurückhaltenden Bürger des Westends auf die Straße. Frankfurt wurde zu Krankfurt, geriet als westdeutsches Chicago in die Schlagzeilen. Bauskandale und Demonstrationen, Filz im Rathaus und Leichen im Keller, Hausbesetzungen und Räumungsaktionen gehörten zur Tagesordnung. Das Westend blieb in den Schlagzeilen, war immer gut für eine makabre Frontberichterstattung.

Bei Straßenschlachten gab es Verletzte auf beiden Seiten, manche Polizisten begannen laut darüber nachzudenken, wessen Büttel sie hier eigentlich spielen, Stadtväter beklagten halbherzig und weinerlich das »ökonomische Faustrecht«, und die Bauarbeiter schüttelten gelegentlich zweifelnd ihren gelben Schutzhelm, wenn sie prachtvolle Häuser, die noch zweihundert Jahre gehalten hätten, mit der Abrißbirne zu Schutt klopften.

Vorbei ist vorbei. Über 200 Häuser wurden zerstört, die Zahl der Einwohner ist auf die Hälfte gesunken, 500 Objekte kamen auf die Denkmalschutzliste, die Subjekte sind vertrieben. Heute ist Ruhe eingekehrt ins Frankfurter Westend. Nicht gerade eine Friedhofsruhe, dafür sorgen schon 150 000 Quadratmeter neuer Büroraum und die tägliche Blechlawine der verzweifelt um den Betonpudding kreisenden Parkplatzsucher (in den Zwillingstürmen der Deutschen Bank finden 2500 Angestellte einen Sitzplatz, in der Tiefgarage können 319 Autos stehen).

Aber das Viertel ist befriedet. Keine roten und schwarzen Fahnen, keine frechen Transparente mehr, es gibt nichts mehr zu besetzen. Es wird nicht mehr abgerissen, sondern renoviert, aus alten Bürgerhäusern werden Stadtresidenzen, aus Mietwohnungen Eigentumswohnungen mit hoher Rendite. In einer ganzen Reihe jahrealter Baugruben sind entenfreundliche Biotope entstanden, die Bretterzäune drumrum haben sich als bunte Plakatwände etabliert: Frische in Aktion... Alles neu ... Ein Prost auf das Private...

Alle Beteiligten haben dazugelernt. Die Geschäfte werden heute dezenter abgewickelt, die Spielart des Monopoly ist feiner geworden.

Lasse deine Häuser renovieren. Das lohnt sich jetzt. Zum Beispiel das Haus Niedenau 51, ein fünfgeschossiges Eckhaus. Zehn Jahre lang war dieses Haus besetzt, im Tiefparterre mit einer Kindertagesstätte belebt, in den bis zu sieben Zimmern großen Etagen von mehreren Wohngemeinschaften besiedelt. Erst als diese illegalen Bewohner begannen, das Haus zu renovieren, die Stuck-Ornamente zu bemalen, fiel dem Denkmalspfleger der Stadt auf, daß dies ein »spätklassizistisches Mietshaus für gehobene Ansprüche«, ziemlich einmalig für die Bauweise um 1870, und deshalb schutzwürdig sei. Darüber stritt sich der Landeskonservator jahrelang mit dem Frankfurter Magistrat, der das Gebäude dennoch abreißen wollte. Heute ist dieses Haus wieder in seine. ursprüngliche Bestimmung zurückgeführt, aufs vorzüglichste renoviert, ganz in Weiß, in kleinere Wohneinheiten zerteilt und zu hervorragender Miete an betuchte Bürger vergeben. Jene, die jahrelang die Stellung gehalten hatten und damit das Haus retteten, gaben resigniert auf: »Wer käme denn heute noch hierher, wenn geräumt würde?« Und nach dem Auszug sprühte einer deftig an den Bauzaun: »Es war so schön, Ihr Arschlöcher«.

Dies trifft auch auf die Ecke Bockenheimer Landstraße/Schumannstraße zu. Hier standen ein dreiviertel Jahrhundert lang zwei großzügige, dreigeschossige Wohnhäuser. Nur einen Steinwurf von der Frankfurter Universität entfernt, sollte dort ein 28geschossiges Bürogebäude errichtet werden. Die leerstehenden Häuser waren drei Jahre lang von Dutzenden von Studenten bewohnt, in juristischem Sinne illegal. Deshalb wurden sie im Frühjahr 1974, als gerade noch 300 Studenten eine Bude suchten, von der Polizei entmietet. Noch während der darauffolgenden Straßenschlacht (4000 Beteiligte, 140 Festnahmen, 50 Verletzte) wurden die Häuser abgerissen, an ihrer Stelle gähnt noch heute, elf Jahre später, ein Bauloch.

In der Eppsteinerstraße ging das alles friedlicher, und nach den neuen Spielregeln über die Bühne. Dort wurde ein besetztes Haus ordentlich leer geklagt, für eine halbe Million gekauft, für das gleiche Geld renoviert, und mit einer Million Gewinn stückweise in Form von Eigentumswohnungen verkauft, Steuervorteile nicht gerechnet.

Es ist eine Ironie der Westend-Geschichte: Jene, die das Viertel gänzlich mit Bürohochhäusern zupflastern wollten, entdecken es jetzt als attraktives Wohngebiet wieder, kehren nach ihrer Stadtflucht wieder landfluchtartig in die Nähe ihrer Schreibtische zurück. Und jene, die durch ihre Hartnäckigkeit erreicht haben, daß diese Häuser überhaupt noch existieren, die werden jetzt endgültig vertrieben. Nicht mehr mit dem groben Polizeiknüppel, sondern mit dem Charme von Soll und Haben.

So geschah es auch mit den zwei alten Villen an der Siesmayerstraße, ein Neurenaissancebau von 1890 und eine palaisartige Villa von 1895. Wären sie nicht besetzt gewesen, dadurch in das Licht der Öffentlichkeit und den Blickwinkel des Denkmalspflegers geraten, wären sie schon vor zehn Jahren dem Erdboden gleichgemacht worden. Nun werden sie zur noblen Heimstatt von Managern der Deutschen Bank, die schon immer wußten, was man haben soll.

Konkret 09/85, S. 32

Günter Herkel

Kabel-Bruchpiloten

Zeitgleich mit der Internationalen Funkausstellung startet dieser Tage in West-Berlin das letzte von vier Kabel»pilot«-projekten. Die ihnen von der Kabel-Lobby zugedachte Funktion haben diese »Versuche« bereits erfüllt: als Wegbereiter kommerziellen Rundfunks, als Testmarkt für die Fingerübungen der Medienkonzerne, als ruinöse Veranstaltung für Kabel-Abenteurer.

Es war der damalige SPD-Postminister Horst Ehmke, der 1973 die rechtslastige *»Kommission für den Ausbau des technischen Kommunikationssystems«* (KtK) mit der Abfassung eines »Telekommunikatonsberichts« beauftragte. Drei Jahre später war der Bericht da. Darin lehnte die KtK den Aufbau eines bundesweiten Kabelnetzes »wegen des Fehlens eines ausgeprägten und drängenden Bedarfs« ab. Statt dessen gab sie die Empfehlung, Kabelpilotprojekte durchzuführen. Die dabei gewonnenen Erkenntnisse sollten Entscheidungen über die gesellschaftliche Nutzung der Breitbandkommunikation, insbesondere des Kabelfernsehens, vorbereiten helfen. Die 1978 von den Ministerpräsidenten beschlossenen vier »Modellversuche« waren schon damals eher Politprojekte, Kampfarenen um das künftige Rundfunksystem. Verfolgte die CDU mit den Projekten die Strategie, auf elegante Weise ihre seit den 50er Jahren nie aufgegebenen Privatfunkpläne endlich zu realisieren, hoffte die SPD auf Zeitgewinn, gar darauf, die »Versuche« eventuell später einmal »zurückholen« zu können. Der Aussteig Lothar Späths aus dem Ludwigshafener Projekt, sein gleichzeitiger Alleingang in Sachen Kabelausbau zeigten den Sozis bald, wo es lang ging.

Seit Schwarz-Schilling sich an die Vollverkabelung der Republik machte, spätestens seit es den bundesweit über den Fernmeldesatelliten ECS I ausgestrahlten Verlegerkanal SAT I gibt, sind die Kabelprojekte zu einem Anachronismus verkommen. Oder glaubt jemand ernsthaft an ein Recycling der in der Erde verbuddelten Kupfermilliarden? In den meisten Bundesländern sind inzwischen in hektischer Eile Mediengesetze zusammengezimmert worden. Verfassungsrechtlich auf wackligen Füßen, erlauben sie doch in mehr oder weniger liberaler Ausgestaltung privaten Kabel- und Satellitenrundfunk. Das Veto der Grünen macht Hessen zur einzigen Ausnahme.

So liefern die bisher in den Projektregionen gemachten Erfahrungen allenfalls einige Aufschlüsse darüber, wie es künftig um die Medienstrukturen im Lande bestellt sein könnte, geben sie Auskünfte über erste »publizistische Früchte der Telekommunikation« .

Ludwigshafen dümpelt müde dahin. Was am Neujahrstag 1984 in der *»Anstalt für Kabelkommunikation« (AKK)* mit 1.200 verkabelten Vorderpfälzern großkotzig als »Einstieg in ein neues Medienzeitalter« begann, gilt heute als Abbruchunternehmen. Bei Halbzeit des Projekts lümmeln sich gerade mal 12.000 Zahlende vor ihren sonderkanalfähigen Apparaten, die laut Gesetze angepeilten »mindestens 30.000« sind in weite Ferne gerückt. Bereits Ende '84 plädierte AKK-Geschäftsführer Claus Detjen für ein vorzeitiges Ende. Mit gutem Grund: für 1986 weist der Anstaltshaushalt ein 6,5 Millionen-Mark-Loch aus. Pleite also, sofern Landesvater Vogel nicht mit dem Staatssäckel einspringt.

Programmvielfalt? Neue Sendeformen? Weit gefehlt! In Ludwigshafen ging schon kurz nach Sendebeginn das Gerücht, ein paar agents provocateurs hätten sich in der Kabelzentrale eingenistet, um die gesamte Kommerzbranche zu diskreditieren. Konserven-Kintopp, Werbung und Wiederholungen verstopften die Privatkanäle. Und die verheißene regionale Informationsvielfalt? Dafür sorgt die »Rheinpfalz«, einzige Anbieterin für Regionales bei print- und elektronischen Medien. Ein lupenreines Doppelmonopol. Die letzten Meldungen: »Radio Weinstraße« reduziert drastisch den Sendebetrieb; der »Movie Channel I« – ein Spielfilm-Kanal mit Pay-TV-Ambitionen – steigt ganz aus. Begründung jeweils: die »weit hinter den Prognosen zurückgebliebenen« Zuschauerquoten.

Kein Projekt so marode, als daß nicht die Kaffeesatz-Demoskopen aus Allensbach noch Positives herausfiltern könnten. Jüngste Begleitforschungserkenntnis (Minister Geißler, aufgepaßt!): Kabel-TV verringert Familienzwist ! Und (Minister Zimmermann, herhören!): Kabel-TV-Glotzer unternehmen weniger Spritztouren mit dem Auto. Hier eröffnen sich nun wirklich atemberaubende Perspektiven für interdisziplinäre Kooperationen. Kabel statt Katalysator!

Indes scheint es nur noch eine Frage der Zeit zu sein, wann die AKK – jener »schwere Klotz am Bein der Landesregierung« (SPD-Mediensprecher Carlheinz Moesta) privatisiert wird. Möglicher Anwärter: das Verleger-Konsortium SAT 1. Konsequent wäre dieser Schritt allemal. Bedeutete historisch Ludwigshafen doch das Einstiegsticket der Privaten in den Rundfunkmarkt, den Bruch mit dem 30jährigen öffentlich-rechtlichen »Monopol« von ARD und ZDF.

An der Isar das nämliche Bild. Unter 10.000 Anschlüssen – so hatte Rudolf Mühlfenzl, Geschäftsführer der Münchner *»Pilotgesellschaft für Kabelkommunikation« (MPK)* zunächst getönt – werde man »gar nicht erst anfangen«. Gestartet wurde am 1. April 1984 mit schlappen 500. Bis Ende Juni waren rund 5.000 von knapp 8.000 Projektanträgen realisiert. Und das trotz aufwendiger Werbekampagnen, Reduzierung der Gebühren, Kopfprämien für neue Anschlüsse, Zwangsverkabelung von Mietern und anderen halbkriminellen Rekrutierungstricks, die in dieser Branche mit Rückendeckung des Blei- und Kupferveredlers an der Spitze des Postministeriums inzwischen üblich sind.

Diagnose analog zu Ludwigshafen: niedrige Anschlußquoten, dürftige Programme, Abstinenzhaltung der Werbeindustrie. Ein Fiasko. Es gebe keine Chance für lokale und regionale Anbieter, »in Zukunft ihre Investitionen jemals wiederzusehen«. Wolfgang Fischer, Vorsitzender des »Bundesverbandes Kabel und Satellit«, muß es wohl wissen. Besser als all die Glücksritter und Renditejäger, die bar jeder betriebswissenschaftlichen Überlegung auf die schnelle Mark hofften. Für 48 bayerische Zeitungsverleger markiert diese bittere Erkenntnis den Abschied von 11,5 Millionen Kapitalanlage. Ihre »Tele-Zeitung«, über die Freistaatsgrenzen hinaus immerhin als einzig ernstzunehmendes Angebot im Projekt gelobt, macht zum Jahresende dicht. Der Pioniergeist der Redaktion scheint dennoch ungebrochen: »Uns kann jeder Teppich- und Gemüsehändler kaufen, wenn wir so weitermachen können wie bisher.« Weitermachen wie bisher, das heißt vor allem: Einsatz rund um die Uhr, kein Urlaubsgeld, keine Feiertagsregelung usw. Tarifverträge? Solcherlei Anspruchsdenken gilt in diesem Milieu offenbar als unschicklich.

Nicht irgendein Bananenfritze, sondern der 24jährige Strauß-Filius Franz-Georg hat derweil Interesse am Einkauf der »Tele-Zeitung«-Redaktion signalisiert. Mit »TV weiß-blau« will er ab November auf Sendung gehen. Weitere Anteileigner seiner *»Fernseh-programm-Anbieter-GmbH«:* der CSU-Bundestagsabgeordnete Josef Linsmeier, mit der »Neuen Welle Bayern« bereits im Kabelhörfunk aktiv, ein ehemaliger CSU-Kulturreferent und ein Mitarbeiter der »Hanns-Seidel-Stiftung«. Als heimliche Geldgeber dem Vernehmen nach im Hintergrund: Siemens, BMW, MAN...

Das Münchner Projekt – ursprünglich auf drei Jahre angelegt – wird Ende 1985 vorzeitig beendet, der »Versuch« per »Medienentwicklungs- und erprobungsgesetz« nahtlos in eine zeitlich unbegrenzte Kommerzfunkveranstaltung überführt. Verfassungsklagen von SPD und DGB laufen.

Besonders verladen müssen sich die Macher vom *»Kabelfunk Dortmund«* fühlen. Das »ganz andere Projekt« hatte es werden sollen: rein öffentlich-rechtlich unter WDR-Regie, keine privaten Programmanbieter, keine Werbung. Nicht einkalkuliert hatte Projektleiter Erdmann Linde (SPD) die Geschmeidigkeit sozialdemokratischer Medienpolitik. Ein aus Furcht vor dem »mündigen Bürger« kurz vor den NRW-Wahlen durchgedrücktes Vorschaltgesetz gibt den Kommerziellen auch im größten Bundesland eine »faire Chance« (Rau). Schließlich wollen sich die Sozis beim Wettlauf um die Ansiedlung der kommunikationstechnischen Industrie nicht ganz abhängen lassen. Da mochte Projektrat Max von der Grün noch so erbittert über »arglistige Täuschung« wettern, aus war's mit dem Dortmunder Laborfernseh-Idyll. Demnächst werden »Sky Channel«, »SAT I« und »RTL plus« ihre Reizwaren auch in Revier-Kabelanlagen ausstellen.

Ein somit wertloses Projekt, das teuer kommt: an die 150 Millionen Mark, ohne Verkabelungskosten. Mit Lockprämien – Sonderangebot für nur 190 Mark – versucht die Landesregierung, die nur müde Anschlußbereitschaft zu fördern. Angebissen hatten zum Start erst 2.700; den Auftakt erlebten kaum 500 Haushalte. Die meisten wollen das Kabel nicht einmal geschenkt.

Wer angeschlossen ist, kann zwischen 21 TV- und 17 Hörfunkkanälen wählen. Angesichts der geringen Teilnehmerzahlen dürften einige Spartenprogramme praktisch unter Ausschluß der Öffentlichkeit laufen. Sicher, es gibt echte lokale Zusatzangebote. Z. B. je ein lokales Hörfunk- und Fernsehprogramm. Sie sollen helfen, »neue soziale Kontakte zu stiften« (Linde). Das Kabel als Arbeitslosendroge? Die monatliche Projektgebühr von 16 Mark, wird dafür sorgen, daß die Lokalkommunikation in der Reviermetropole mit dem traurigen Arbeitslosenrekord von 17,2 Prozent (Juni) weiterhin vorrangig am Tresen stattfindet. Wenig Brot, dafür umso mehr (Tele-)Spiele – eine eher zynisch anmutende Variante sozialdemokratischer Strukturpolitik.

Auch der Dortmunder Kabelfunk wird spätestens Mitte 1988 einpacken müssen. Denn: öffentlich-rechtlicher Lokalfunk ist auf Dauer in dieser Form nicht denkbar, da zu teuer. Es sei denn, die Konzentrationskrake an Rhein und Ruhr, die WAZ-Gruppe, übernimmt den ganzen Laden. Auf privater Grundlage, selbstredend. Werbefinanziert. Auch dies wäre ein interessantes »Versuchs«ergebnis.

In West-Berlin endlich haben auswärtige Medienmultis das Projekt schon zum Start fest im Griff. Allein die Hälfte der zunächst 12 zusätzlichen TV-Kanäle wird belegt von »RTL plus«, »SAT 1«, Murdoch's »Sky Channel«, »Music Box« (Thorn EMI), »Musicbox« (DuMont), demnächst folgt mit dem »Teleclub« auch noch das deutsch-amerikanische Pay-TV-Kartell. Demgegenüber fällt das regionale Angebot dürftig aus: maximal zwei Vollprogramme auf wackliger Finanzierungsbasis, dazu ein Mixkanal aus Kleinanbietern und »Bürgerfernsehen«, dem Hyde-Park-Corner-Alibi – mehr ist nicht in Sicht. Noch Anfang des Jahres hatte ein Regionalveranstalter mit dem Slogan des Lord Thompson of Fleet – »Eine privatwirtschaftliche Fernsehlizenz entspricht etwa der Genehmigung, Geld selbst drucken zu dürfen« – für Kapitalbeteiligungen geworben. Inzwischen hat der große Katzenjammer eingesetzt, sind die Sprechblasen vom »Kiez per Kabel« längst geplatzt.

Dabei sind die Berliner Rahmenbedingungen vergleichsweise günstig. Mehr als 220.000 verkabelte Haushalte, damit nach Amsterdam größtes Kabelnetz Europas und kompakter Absatzmarkt für private Rundfunkprogramme. Gewarnt durch die läppischen Anschlußquoten in den anderen Projekten verzichtete der Diepgen-Senat trickreich bis Ende 1987 auf

Teilnehmergebühren, erklärte die gesamte Halbstadt zum Projektgebiet. Durch diesen Coup verdonnerte er faktisch alle Kabelhaushalte zur Zwangsteilnahme am Projekt.

Solches Entgegenkommen machte das Medienkapital erst richtig frech. »Wegezoll für elektronische Medien«, stöhnten bald die Multis über angeblich zu hohe Anbieterentgelte, mit denen die staatlich kontrollierte Projektgesellschaft zumindest teilweise die Projekteinrichtungen finanzieren muß. Abermals parierte der Senat, verkündete eine drastische Gebührensenkung. Was zur Folge haben wird, daß auch dieses Projekt (Laufzeit: bis 1990) bereits Ende 1986 pleite ist. Falls nicht zur Deckung unvermeidlicher Defizite der Landeshaushalt geplündert wird. Im »öffentlichen Interesse«, versteht sich.

Peinlich für den Senat: das vollmundig angekündigte »Mekka der Telekommunikation« Berlin, mit dem die Konkurrenzstandorte Hamburg und München ausgestochen werden sollten, ist vorläufig nicht drin. Eher schon eine Filiale der Medienmultis. Das, was vor einiger Zeit noch »verlängerte Werkbank« hieß. Übrig bleibt ein penetranter Filzgeruch, verursacht von Self-Service-Praktiken einiger christdemokratischer Lokalmatadoren. So ist der CDU-Abgeordnete und Filmunternehmer Jürgen Wohlrabe gleich an drei Sendelizenzen beteiligt, nachdem er zuvor das Gesetz nach seinen Geschäftsinteressen umzufeilen half. Wie heißt es doch im Grundsatzpapier der Union »Medien von morgen«: »Für die Union heißt moderne Medienpolitik Erweiterung und Fortentwicklung unserer (!) Freiheit.« Und noch ein Nebeneffekt: Springer's knapp 80prozentiges Monopol bei den Printmedien wird ergänzt um die führende Stellung auch um elektronischen Bereich. Ein geschlossenes Welt-Bild über bundesweites Verlegerfernsehen, Lokal-TV, Pay-TV und Kabelhörfunk.

Vorläufiges Fazit: die Kabelprojekte hatten schon vor Beginn ihre angebliche »Pilot«Funktion verloren. Das Medienkapital hat sich den Weg zur Mattscheibe längst freigekämpft. Lediglich der Überbau hinkt wie üblich um Längen hinterher wie das Gerangel um den Medienstaatsvertrag der Länder veranschaulicht .

Die Kabelprojekte teilen somit das Schicksal von Bildschirmtext, dessen bundesweite Einführung gleichfalls beschlossen wurde, ehe überhaupt Ergebnisse der »Feldversuche« vorlagen. Die Projekte sind Teiletappen im Kampf um die Köpfe, teure Animierhappen zur Durchsetzung einer internationalisierten Medienflachkultur.

Unter Ausschluß der Öffentlichkeit wird gleichzeitig mit der Digitalisierung des Fernmeldenetzes und der Erprobung der Glasfasertechnik der Ausbau der rationalisierungsintensiven Geschäfts- und Individualkommunikation vorangetrieben. Die Kabelprojekte liefern hierfür die publikumswirksame medienpolitische Fassade.

Konkret 09/85, S. 38

Sabina Norton

Die britische Wende

Seit Antritt der konservativen Regierung im Mai 1979 befindet sich Großbritannien in einer Radikalkur. In keinem anderen Land Europas ist der Kampf gegen die Institutionen und Werte der liberalen Phase des Nachkriegskapitalismus so weit gediehen wie hier. So zügig wie Thatcher hat es nur noch Ronald Reagan vermocht, die Umerziehung der Nation in Angriff zu nehmen

Thatchers Leistung ist jedoch weitaus beeindruckender als die ihres transatlantischen Kollegen. Die USA waren ohnehin schon immer eine Bastion bürgerlicher Besitz- und Wettbewerbsnormen. Reagans Pioniergeist-Renaissance ist eher radikale Zuspitzung des Bestehenden als »Wende«. Großbritannien aber war bis Mitte der siebziger Jahre Modellfall des Sozialstaats und das Land, in dem Gewerkschaftsmacht wie nirgend sonst in Erscheinung trat. Thatcher darf mit Recht behaupten, Revolutionäres geleistet zu haben. Doch, was genau und wie?

Newcastle, acht Uhr abends. Auf durchweichter Wiese kauert der achtzehnjährige Brian Evans im selbstgebastelten Zelt. Er hat kein Geld, keine Arbeit, nichts zu Essen. Etwa zwanzig Jugendliche hausen hier schon seit Wochen im Freien, Opfer der neuen Wohngeldkürzungen. Insgesamt 50.000 Jugendlichen bleibt seither nur die Straße. Es mehren sich die Selbstmordmeldungen.

Mitte Juni ziehen jährlich scharenweise die Reste der Woodstockgeneration nach Stonehenge im Süden Englands, um bei Pop und frischer Luft besserer Zeiten zu gedenken. Doch dieses Jahr ist Schluß mit dem Spaß. Polizeisperren im Umkreis von 50 Kilometern und ein Aufgebot von über 700 Ordnungshütern mit Hunden und Hubschraubern stehen bereit, die Naturfreunde zu vertreiben. Bei der auf drei Millionen Mark veranschlagten Aktion werden dutzendweise Campingwagen zertrümmert, fünfzig Leute krankenhausreif geprügelt und 600 verhaftet. Ein paar Tage vorher meinte Premierministerin Thatcher zur Fußballkatastrophe in Brüssel, Schuld daran sei ein »Übermaß an Bewegungsfreiheit«. Das hatte die südenglischen Ordnungshüter offenbar tief beeindruckt.

Liberalismus Out

In Großbritannien wird nicht mehr vermittelt, sondern nur noch kräftig durchgegriffen. Diese Methode der Staatsführung durchgesetzt zu Faben, ist der Haupterfolg der Thatcher-Regierung.

Thatcher trat an, dreierlei zu erreichen: Entmachtung der Gewerkschaften, radikale Senkung der Sozialausgaben und Umstrukturierung der krisengeschüttelten Wirtschaft durch rigorose Marktdisziplin.

Die Bilanz nach sechs Jahren: die Gewerkschaften befinden sich in einem Zustand nahezu totaler Lähmung. Beim TUC-Kongreß im September steht die offizielle Aufkündigung der ohnehin nur auf dem Papier stehenden Opposition gegen die konservativen Anti-Gewerkschaftsgesetze auf der Tagesordnung. Jedoch Sozialausgaben und Wirtschaft zeigen sich von dieser Wende vergleichsweise unbeeindruckt.

Zwar müssen Schwerkranke mittlerweile gut ein Jahr auf Operationen warten. Bei Krankenhausaufenthalten kommt es auch schon vor, daß man das eigene Bettzeug beisteuern muß, doch die Sozialausgaben steigen weiter. Bei fünf Millionen Arbeitslosen ist der Spielraum für wirksame Kürzungen im Sozialetat gering. Arbeitslosen- und Sozialhilfe verschlingen 40 Milliarden Pfund im Jahr – etwa ein Drittel des gesamten Staatshaushalts. Selbst die jetzt in Angriff genommene Abschaffung der staatlichen Rentenversicherung bezeichnet der Industriellenverband CBI resignierend als »Spielerei am System«.

Trotz des offiziell verschriebenen Optimismus ist die Wirtschaft schachmatt. Zwar stiegen während des gerühmten Aufschwungs von 1981 bis 1984 sowohl die Profite wie die Produktivität, doch Hauptursache der scheinbaren Gesundung war die durch Massenentlassungen und Bankrotte bedingte Rationalisierung des Produktionsprozesses. Gewachsen ist kaum etwas und laut jüngsten Berichten des CBI ist der Prozeß des »Gesundschrumpfens« auch schon wieder am Ende.

Gegen den unaufhaltsamen Ruin hat auch Thatcher keine Mittel. So ernst ist die Lage, daß der britische Staat sich inzwischen nur noch durch die Privatisierung einst verstaatlichter Unternehmen – so jüngst des Telephonmonopols British Telecom – und aus Nordseeöl-Erträgen über Wasser hält. Selbst dem Unternehmerverband und der Konservativen Stammwählerschaft vergeht nach sechs Jahren ergebnisloser Radikalkur allmählich die Lust an der Wende. Die Zuversicht der Oppositionsparteien wächst zusehends.

Zwar mag die Unbeliebtheit der kapitalistischen Krisenmaßnahmen Thatchers bei den in zwei Jahren anstehenden Parlamentswahlen die Konservativen die Mehrheit kosten, der politische Erfolg dieser Wende ist dennoch von durchschlagender Qualität.

Hauptleistung der konservativen Regierung sei, so meinte jüngst die »Sunday Times«, das gesamte Feld der politischen Auseinandersetzungen nach rechts verlagert zu haben. Selbst der Führer der rechts-sozialdemokratischen SDP David Owen

habe das »radikale Potential der Marktwirtschaft entdeckt« und Labour-Führer Neil Kinnock klinge auch schon immer mehr wie Owen.

Hier offenbart sich das Geheimnis der Thatcher-Revolution. Letzten Endes verdankt sie sich schlicht dem Mangel an effektiver Opposition. Dem Realismus des konsequenten konservativen Krisenprogramms haben eben die Sachwalter eines inkonsequenten und unzeitgemäßen Reform-Kapitalismus nichts entgegenzuhalten. So gab vor kurzem der führende Theoretiker der SDP, David Marquand zu, daß »Frau Thatchers Gegner bisher noch keinen kohärenten intellektuellen Gegenentwurf vorzulegen haben«.

Falkland Faktor

Südatlantik-Krieg und Bergarbeiterstreik waren die Meilensteine der konservativen Revolution. Den Zusammenhang zwischen beiden Kriegszügen machte Thatcher selbst klar, als sie im Juli 1984, während täglich die Schlachten zwischen Polizeihundertschaften und Bergarbeitermassen auf den Bildschirmen flimmerten, zum Besten gab, es ginge jetzt, zwei Jahre nach dem Sieg über den »äußeren Feind« (Argentinien) um die Zerstörung des »inneren«.

So offen ist Klassenkrieg in Großbritannien schon lange nicht mehr verkündet worden. Seit Disraeli, der Begründer des modernen britischen Konservatismus um 1860 die Parole von der »geeinten Nation« ausgab, strebte das britische Establishment nach Integration der Arbeiterklasse. Institutionalisierung des Klassenkonflikts und das entsprechende Wirken einer mächtig aufgeblähten Gewerkschaftsbürokratie prägten bis vor zehn Jahren das gesellschaftliche Bild. Thatcher trat an, diesem Treiben, das schon längst nicht mehr mit den Möglichkeiten einer drittrangigen Industrienation vereinbar war, ein Ende zu bereiten. Die Mobilisierung der Nation für den Krieg über die Malvinas-Inseln war der Durchbruch zur Umerziehung der Öffentlichkeit.

Im Frühjahr 1982 sank die Popularität der Thatcher-Regierung auf den Gefrierpunkt. Doch als im Sommer die britische Flotte vom siegreichen Krieg im Südatlantik zurückkehrte war ihr Ansehen unwiderruflich gesichert. Im Südatlantik bestand die Regierung die erste entscheidende Schlacht gegen die Opposition im eigenen Land. Ursache des durchschlagenden Propaganda-Erfolgs war die Hilflosigkeit der vermeintlichen Thatcher-Gegner. Die Labour-Partei hatte außer zähneknirschendem Neid gegen Feldherrin Thatcher nichts vorzubringen. Das Spektakel war schon geradezu peinlich. Nach der Besetzung der Inseln durch argentinische Truppen versuchte der damalige Labour-Führer Foot, sich mit schrillen Rufen nach sofortiger Vergeltungsaktion als wahrer Vertreter der britischen Nation aufzuspielen. Als die Flotte auslief, schlug er andere Töne an. Statt mit kostspieligem und riskantem Seekrieg, so hieß es nun, solle man die »Argies« doch lieber auf dem Verhandlungswege zur Raison bringen. Fazit der Falkland-Affäre: die Lächerlichkeit der sogenannten Opposition war offenbar. Thatcher aber konnte eine Renaissance des Militarismus und Chauvinismus feiern. Als die heimkehrende Flotte im Hafen von Portsmouth einlief, präsentierten die Truppen Transparente gegen die gerade streikenden Eisenbahnarbeiter: »Don't call a rail strike or we'll call an air strike«. Die Wende war gesichert.

Der Bergarbeiter-Streik war das Objekt generalstabsmäßiger Planung seitens der Regierung. Seit streikende Bergarbeiter die konservative Heath-Regierung im Jahre 1974 gestürzt hatten, waren Bergarbeiter für die Tories ein Trauma. Noch im Frühjahr 1982 fühlte sich Thatcher der militanten Bergarbeitergewerkschaft nicht gewachsen und ging einem Streik per Kompromiß aus dem Wege. Erst zwei Jahre später, nach erfolgreicher Bändigung der Eisenbahner, Drucker und Staatsangestellten, war es soweit. Mit der Bekanntgabe der bevorstehenden Schließung von 20 Zechen provozierte die Regierung den geplanten Show-down mit den Gewerkschaften. Unerwartet lange und heftig leisteten die Bergarbeiter Widerstand. Elf Monate lang schlugen sie sich, ohne Streikgeld, gegen die geballte Macht von Polizei, Unternehmern und Justiz. Über 10.000 wurden verhaftet, 80 sitzen noch jetzt langfristige Haftstrafen ab. Doch die Führer von TUC und Labour Partei belohnten den Mut der Streikenden mit dem üblichen Stoß ins Genick.

Ihnen kam die Arbeitsschlacht ungelegen. Schon ganz auf »neuen Realismus« eingestellt und mit den nächsten Wahlen im Visier, verweigerten sie tatkräftige Unterstützung und fertigten die Bergarbeiter mit Spenden und Reden ab. Der frischgebackene Labour-Führer Neil Kinnock nahm die Gelegenheit wahr, durch die Verurteilung militanter Streiktaktiken die Labour-Partei vom Ruch der Sympathie mit Systemfeinden zu befreien. Die Wende hatte ihr nächstes Opfer gefunden. Dank des Opportunismus der vermeintlichen Freunde der Arbeiterklasse bestand Thatcher den härtesten und längsten Arbeitskampf der europäischen Nachkriegsgeschichte .

Neuer Realismus

Hauptresultat der Wende im Inselreich ist die Disziplinierung der Labour-Partei und damit dessen, was als linke Politik statthaft ist. Unter dem Druck der Wende hat sich die einst dem linken Flügel der europäischen Sozialdemokratie zugeordnete Labour Partei zur neuen Partei der Mitte gewandelt. Jüngst bemerkte die »Financial Times«, daß »selbst die Labour Partei nicht mehr davon spricht, antigewerkschaftliche Maßnahmen der Thatcher-Regierung umzukehren oder privatisierte Industrien zu verstaatlichen«. Seit der Niederlage der Bergarbeiter sichtlich erkühnt, säubert Kinnock jetzt die

Partei von den letzten Anhängern nicht systemkonformer Politik, die sich dort noch aufhalten mögen. In Kinnock hat Thatcher einen standhaften Sachwalter - der Wende gefunden. In Umkehrung des gängigen Sprichworts kann man nur fragen »who needs friends with such enemies?«

Konkret 09/85, S. 40

Carl L. Guggomos

Italienische Ruhe

Italien döst vor sich hin. Nicht nur in den Sommermonaten. Der Elan der frühen Siebziger ist dahin, die KP liegt seit der Aufkündigung des »Historischen Kompromisses« danieder, die DC ist gefestigt und über allem ruht die glättende Hemdsärmeligkeit des Bettino Craxi und der PSI, die immer wieder eine neue Stabilität verspricht und doch die politische Lethargie nur noch steigert.

Kurz bevor Italiens Hauptstadt in den jährlichen Sommerschlaf fiel, um die Monatswende zum August hin also, konnten die hauptstädtischen Blätter noch einen Rekord vermelden, der freilich im künstlichen Getümmel um den angeblich so drastischen Sturz der Lira kaum registriert wurde: Noch nie war eine der zahllosen Nachkriegsregierungen Italiens so lange im Amt gewesen wie die Fünfparteien-Regierung des sozialistischen Parteiführers und Ministerpräsidenten Bettino Craxi. Der Regierungschef, der die italienische Politikerkunst, sich selbst auf die eigene Schulter zu klopfen, meisterhaft beherrscht, würdigte den Fakt und sich selber als Beweis für die 'neue Stabiliät', die das südeuropäische Land endlich gewonnen habe, mit der üblichen Suada; aber die Claque war eher dürftig.

Wer Italien nach einigen Jahren der Besuchsabstinenz wiedersieht, bemerkt denn von dieser Stabilität auch wenig. Italien, das vor anderthalb Dutzend Jahren noch weit mehr als das 'Frankreich des Mai' mit seinem eigenen Aufbruch den Rest Europas aufwühlte und nicht nur die europäische Linke um eine Fülle strategischer Diskussionen auf den ökonomischen, politischen und gesellschaftlichen Sektoren zu bereichern schien, ist zu einem Land umfassender Stagnation geworden. Das Land, das endlich praktikable Vorschläge für die Verbindung von direkter und repräsentativer Demokratie vorlegte, in dem plötzlich die Symbiose sozialistischer Strukturen und individueller bürgerlicher Freiheiten denkbar wurde, in dem Frauenbefreiung und praktizierter Katholizismus kein Widerspruch mehr zu sein schien und in dem all dies und mehr an faszinierenden Möglichkeiten einer neuen politischen Kultur Europas debattiert wurde, diskutiert landesweit jetzt nur noch die Probleme der Idol-Transfers von einem zum anderen Club in der Fußball-A-Liga.

So ungefähr, ist man versucht historische Bezüge herzustellen, muß die Geistesverfassung zu jenem Zeitpunkt gewesen sein, da der Verfall des Römischen Imperiums begann... So wie damals eine Menge guter Gründe für den Niedergang Roms maßgeblich waren und die aus dem Norden einströmenden 'Barbari' den Sturz nur noch vollendeten, so sind auch jetzt für den Zerfall einer blühenden politischen Kultur mehrere isolierte oder ineinander verzahnte Entwicklungen verantwortlich; die Rolle der Vollender der Zerstörung haben die Sozialisten des Bettino Craxi von den germanischen Bartmenschen übernommen.

Die Verurteilung der ehemaligen Geheimdienst-Spitzen wegen versuchter Vertuschung rechtsextremistischer Terroranschläge, die Freisprüche für rechtsextremistische Terroristen zur gleichen Zeit lösen nicht mehr aus als ein zum 'E!' verkürztes 'Ecco', was mit einem bayrischen 'Ja da schau her!' übersetzt werden könnte. Die Tilgung der 'scala mobile', also des automatischen Inflationsausgleichs für die Werktätigen, treibt keine Massen auf die Straßen, bewirkt bestenfalls eine gewisse Steigerung der Versuche, sich neben einem möglichst problemlosen ersten Job einen zweiten zur Finanzierung der notwendigen Extras zu besorgen.

Was ist geschehen?

Eine Wende zum Neuen in Italien schien Mitte der Siebzigerjahre unausweichlich. Die Democracia Cristiana hatte endgültig, so schien es, abgewirtschaftet. Nichts lief mehr. Alles aber lief zu auf eine mehr oder minder offene Machtbeteiligung der Kommunisten. Aber als die Kommunisten, und damit das 'neue Italien', am Ziel angelangt waren, als am Tag nach der Auffindung des ermordeten Moro sein Nachfolger Andreotti mit den Stimmen der Kommunisten gewählt und das Bündnis des 'historischen Kompromisses' besiegelt schien, begann schon die Agonie dieser Idee. Die Kommunistische Partei des Enrico Berlinguer, völlig damit beschäftigt, ihre strategische politische Idee in einem Zweifrontenkrieg sowohl gegen die prinzipiellen Gegner der Rechten durchzusetzen als auch gegen den Widerstand der Linken innerhalb wie außerhalb der Partei zu verteidigen, hatte es versäumt, die großartige politische Idee mit dem Fleisch der alltäglichen Übertragung in reale Maßnahmen anzufüttern.

Pflichteifrig bekämpfte die Kommunistische Partei verbal das prinzipielle italienische Staats- und Gesellschaftssystem des 'clientelismo', das mit Vettern- und Bekanntenwirtschaft nur unzureichend umschrieben wird, und glaubte in der Praxis, durch einige 'saubere' kommunistische Bürgermeister oder städtische Dezernenten den Klüngel in den Griff zu bekommen, während sie ansonsten an die 'Neuordnung' des italienischen Staates und seiner Gesellschaft auf legislativem Wege hoffte .

Als die Kommunisten den historischen Kompromiß angesichts von Auflösungserscheinungen in der eigenen Aktivisten- und Sympathisantenschar aufkündigte, hatte sich die DC erholt, die PCI war nachhaltig geschwächt und hat sich bis heute nicht mehr von den damaligen Frustrationen berappelt.

Da ist die Partei des Bettino Craxi schon aus anderem Holz geschnitzt. Auch sie hat ihre Frustrationen mit der DC erleben müssen. Die PSI verließ das 'linke Zentrum', weil sie jahrelang für die Mißwirtschaft der DC und die zahllosen DC-Skandale zwar als mitverantwortlich galt, jedoch keine Entschädigungen für die erlittene öffentliche Unbill in Form von Pfründen jeglicher Art erhalten hatte, nachdem sie ihre Anhängerschaft halbiert sah. Fortan, ließ der neue PSI-Chef Craxi wissen, werde man der DC nur noch zu Preisen zur Verfügung stehen, die man selber festsetze.

Die PSI des Bettino Craxi konnte warten, als zuerst die DC Andreotti stürzt, den Mann, der mit den Kommunisten gemeinsame Sache machte. Sie konnte auch warten, als der unglückselige Forlani als Ministerpräsident stürzt, weil er im Zusammenhang mit der 'P2'-Affäre einen ehernen Grundsatz der mafiösen clientelismo-Herrschaft Italiens verletzt: daß man nämlich immer mal wieder, scusi, einige Bauern oder auch mal Springer oder Läufer opfern muß, um das Machtzentrum, um König und Dame zu retten. Forlani glaubte, die 'P2'-Affäre ganz vertuschen zu können. In solchen Fällen hilft keiner der 368 Heiligen Italiens mehr, auch nicht in gebündelter Form.

Bettino Craxi konnte auch warten, als die DC nach Forlani keinen eigenen Ministerpräsidenten mehr zu stellen vermochte und erstmals in Nachkriegs-Italien eine andere Partei den Regierungschef einbringen mußte. Diesen heilsamen Schock sollte der DC und dem ganzen Land, eine andere Partei versetzen, die unverfängliche der Republikaner des Signore Spadolini, die nicht wie die PSI ein streng marxistisches Programm keiner Änderung für nötig befunden hat und die nicht wie die PSI neben der Euro-Nelke der Sozialistischen Internationale auch noch mit Hammer und Sichel in der Parteifahne kokettiert. Craxi ist nicht böse, wenn man sagt, er führe keine ML-Partei, sondern die einzige MM-Partei der Welt: eine marxistisch-macchiavelistische. Er tritt zwar stets korrekt gekleidet auf, dafür sind seine Reden eher hemdsärmelig. Über die DC sagt er, diese Opa-Partei habe keine Kraft mehr zur Führung Italiens, und über die andere große Partei des Landes meint er, sie sei 'leider noch nicht reif, die Verantwortung zu übernehmen' .

Während die Kommunisten also unter südlicher Sonne ihrer Regierungsreife entgegendösen, ist nur eine Partei gefragt: seine PSI, modern, selbstbewußt, ohne Scheuklappen der Ideologie. Er und seine Partei seien die einzigen, die Sinn fürs Praktische und Machbare aufwiesen. Und wenn es andere zu schlagen gebe, dann mit deren Mitteln, scusi. Der clientelismo, das italienische Klientelsystem, sei nicht strafwürdig, nicht einmal ehrenrührig. Denn es beinhalte ja nicht die eigene Bereicherung, sondern die persönliche Okkupation eines Amtes im Sinne der unmittelbar nachgeordneten Truppe. Basta.

Als Craxi nach dem republikanischen Zwischenspiel Spadolini erstmals eine Regierung unter sozialistischer Führung mit der DC und den drei laizistischen Parteien der Sozialdemokraten, Liberalen und Republikaner bildet, hütet er sich, mittel- oder langfristige Projekte anzukündigen. Sein Programm sei lediglich, Italien wieder regierbar zu machen, die Herstellung der 'gobernabilita'.

Und dies ist dann die 'neue Stabilität', die ihre italienischen Inspiratoren und deren ausländische Bewunderer von der FAZ bis zur FR verkünden: Die Wiederherstellung der alten Ordnung um den Preis der Mitbeteiligung der Sozialisten und in geringerem Maßstab der drei laizistischen Parteien an der wirklichen Macht im Land, an der Machtausübung, die sich ja nicht in der Zahl der Abgeordneten in Senat und Kammer oder der Sitze im Kabinett darstellt, sondern in einer ausgeklügelten Verteilung aller Posten im Lande vom Kammerpräsidenten über den Bankdirektor, den Schulrektor und den Abteilungsleiter in einem der zahlreichen Staatskonzerne bis zum Postamtsvorsteher.

Machtausübung und Klientelsystem in Italien: das ist beispielsweise der staatliche Petro-Konzern ENI, über den jüngst eine Untersuchung zwar verblüfft, aber ohne weitere Folgen feststellte, daß rund 40 Prozent all seiner Angestellten aus dem Dorf Matelica und seiner näheren Umgebung kommen. Aus Matelica stammte der unter mysteriösen Umständen ums Leben gekommene ENI-Gründer Mattei; aber noch heute reicht das Empfehlungsschreiben des örtlichen Pfarrers für eine junge Frau zur Einstellung bei ENI – nach irgendwelchen Qualifikationen, gab sie auf Befragen bereitwillig zu, sei sie nicht gefragt worden.

Die christliche Partei gibt zwar an ihre Partner in der Penta-Partito-Regierung Pfründe ab, weiß die ihr verbleibenden und das gesamte System jedoch gefestigter als je zuvor. Draußen blieb und bleibt die ratlose Partei der Ideenkünstler, die PCI, die Woche für Woche Vorposten nach Vorposten im Vorhof der Macht räumen muß: Bürgermeister und Dezernenten der PCI purzeln zu Hauf, werden besetzt von mit Hilfe der DC gewählten Sozialisten oder mit Hilfe der PSI gewählten Christdemokraten. Es gibt schon andere Folgen der 'neuen Stabilität': Als der Richter Palermo in Trieste bei Ermittlungen gegen Waffenhändler und Geldwäscher auf die PSI stößt und dies ausplaudert, droht ihm Craxi persönlich mit einem Verleumdungsverfahren. Palermo wird nach Sizilien versetzt und entgeht dort mit knapper Not einem Sprengstoffattentat. Statt seiner starben eine Frau und zwei Kinder. Ein Dienst für neue Freunde? In Form einer mafiösen 'Warnung' an Signor Palermo?

Manchmal, heißt es sinngemäß im »Paten«, kannst du abends vor Sorgen kaum einschlafen und stellst morgens überrascht fest, daß sich alle Probleme gelöst haben. Und Jahre später kommt jemand auf dich zu, erinnert dich an die problemreiche Nacht und läßt einfließen, nun habe er ein Problem, ein ganz kleines nur: er hätte da doch einen guten Freund und du

hättest da doch einen guten Posten...

Konkret 09/85, S. 42

Otto Köhler

Lüneburger Folter

Westdeutsche Gerichte entwickeln ein feines Gespür für Folter. Wenn sie sein muß, dann muß sie eben sein – wenn auch vorerst nur in der Türkei. So wird mancher, der in der BRD um Asyl als politisch Verfolgter nachsucht, abgewiesen. Der 11. Senat des Lüneburger Oberverwaltungsgerichts legte eine besonders beeindruckende Begründung hin.

Februar 1985. Ein paar Leute in unserem Land regen sich auf. Es ist bekannt geworden, daß die Witwe Roland Freislers seit 1974 zusätzlich zu ihrer normalen Witwenrente aus der Kriegsopferversorgung einen Schadensausgleich bekommt. Ihr Mann, der als Präsident des Volksgerichtshofs die Gegner der Nazis an Fleischerhaken aufhängen ließ, hätte nämlich – so entschied 1974 das Landesversorgungsamt und bestätigte 1982 das bayerische Sozialministerium – nach dem Krieg als Beamter des höheren Dienstes weiter Karriere gemacht, wäre er nicht im Februar 1945 bei einem Bombenangriff ums Leben gekommen.

Juni 1985 in Lüneburg. Aus dem Saal, in dem das Oberverwaltungsgericht für die Länder Niedersachsen und Schleswig-Holstein tagt, tönt kein Geschrei. Kein Richter brüllt. Nein, die Atmosphäre im Gerichtssaal ist ruhig und nüchtern. Ja, der Angeklagte ist sogar Kläger: der Kurde Mustafa Kerecin klagt gegen den Leiter des Bundesamtes für die Anerkennung ausländischer Flüchtlinge in Zirndorf auf die Gewährung des Asyls, das im Grundgesetz im Artikel 16,2 für politisch Verfolgte vorgesehen ist. Das Verwaltungsgericht hatte 1982 dieser Klage stattgegeben, doch das Bundesamt in Zirndorf legte Berufung ein. Denn erstens werde Kerecin in der Türkei überhaupt nicht politisch verfolgt, und zweitens sei die KAWA, die Organisation, der er angehört, eine Untergrundorganisation, deren Aktivitäten unter Einsatz terroristischer Mittel auf die Schaffung eines unabhängigen Kurdengebietes zielten.

Die drei Richter vom 11. Senat des Oberverwaltungsgerichts, Stelling, Behrens und Dubslaff, zeigen sich nahezu gütig. Sie gewähren dem asylsuchenden Kerecin auf seinen Antrag Prozeßkostenhilfe. Ihm war gekündigt worden, weil er an Folterfolgen erkrankte, und er hat 4000 Mark Schulden, weil er seinen Vater als Zeugen für das Gericht in die Bundesrepublik kommen ließ.

Als Zeuge in eigener Sache sagt Kerecin aus, wie er 1974 als Vierzehnjähriger erstmals festgenommen wurde. Er war damals schon in seinem Heimatort Idil leitendes Mitglied einer kurdischen Jugendorganisation, die sich seit 1977 KAWA nannte. Bei einer illegalen Kundgebung wurde er mit sechzig anderen zusammen festgenommen und eine Woche lang inhaftiert. Kerecin schildert die Folterungen, denen er und seine Freunde auf der Polizeiwache ausgesetzt wurden, damit sie den Namen der Rednerin verraten. Zuerst gab es Schläge auf die Fußsohlen, dann Stromstöße durch den Körper. Noch zwei Monate nach der Freilassung waren seine Füße so geschwollen, daß er nicht laufen konnte.

Der vorsitzende Richter Stelling unterbricht. Er brüllt nicht, er sagt ganz ruhig, eher gelangweilt: »Im Grunde ist das alles nichts Neues, das kenne ich alles aus den Akten.«

Kerecin darf noch über seine zweite Inhaftierung im Jahr 1978 aussagen: »An dem Tag wurde ich allein gefoltert. Als ich mich nicht auszog, haben sie mir die Kleider weggerissen. Sie haben meine Füße zusammengebunden. Zwei Polizisten haben auf meine Fußsohlen geschlagen, ein dritter hat mich an der Brust festgehalten und schlug mir mit der Faust ständig ins Gesicht. Sie haben mir gesagt, daß ich für KAWA verantwortlich sei. Ich sollte angeben, von wem ich Anweisungen bekomme. Nach zwei- bis dreihundert Schlägen taten meine Fußsohlen nicht mehr weh. Sie haben dann meine Beine geschlagen. lch mußte mit einem Polizisten auf dem Rücken durch Salzwasser laufen. Meine Füße bluteten, als sie in das Salzwasser kamen. Der ganze Körper tat weh. Dann wurde ich in einen kleinen Raum gebracht, in dem ich bis zum Bauch in Wasser, Urin und Kot stand. Abends wurde ich wieder herausgeholt. Sie legten mich auf eine Bank, ein Eisenstück auf meinem Bauch, auf das sie sich setzten. Als ich um Wasser bat, haben sie mir Salz in den Mund geschüttet. Sie haben meine Augen verbunden und versucht, mich an den Füßen aufzuhängen. Als das Tuch von den Augen fiel, ließen sie mich fallen, so daß ich mit dem Kopf auf den Betonboden stürzte. Ich konnte eine Woche lang nicht sehen. Mir war, als hätten meine Augen den Kopf verlassen.«

Zwölf Tage lang blieb Mustafa Kerecin inhaftiert und wurde immer wieder gefoltert. Man versuchte, seine Finger- und Fußnägel herauszuziehen – ein Fußnagel wurde ganz herausgerissen. Kerecin wurde in Wasser gesetzt und bekam Elektroschocks. Die Spuren von ausgedrückten Zigaretten sind heute noch auf seiner Brust zu sehen. Doch das Oberverwaltungsgericht Lüneburg erklärte nicht, daß dies alles unverschämte Lügen und Verleumdungen seien. Vielmehr erklärte es, daß es die teilweise durch andere Zeugen bestätigten Aussagen als wahr unterstelle und die Anhörung weiterer Zeugen überflüssig sei.

Denn mit Leuten wie Kerecin werden deutsche Richter heute völlig cool, ja elegant fertig. Aus dem Urteil, das Anfang August zugestellt wurde:

»Die kemalistische Tradition in der Staatsführung und die konkrete zeitgeschichtliche Situation in der Türkei bieten auch den Ansatz .für das Verständnis der strafgerichtlichen Praxis. Diese ist allerdings gerade im Bereich der Staatsschutzdelikte durch ein rigoroses Vorgehen der Strafverfolgungsbehörden gekennzeichnet... Hinzu kommen schlechte Haftbedingungen, die – vornehmlich im Stadium des Ermittlungsverfahrens – auch die Gefahr der Folter einschließen. Einzelne Erscheinungsformen der Strafrechtspflege lassen sich jedoch nicht losgelöst von den maßgeblichen Tendenzen des zugrunde liegenden politisch-gesellschaftlichen Systems beurteilen. Die Strafrechtspflege erfüllt ihre Ordnungsfunktion im Spannungsfeld der gesellschaftlichen Interessen und wird durch diese geprägt. Die angewendeten Gesetze sind Ausdruck des staatlichen Ordnungswillens in der jeweiligen konkreten zeitgeschichtlichen Situation. Auch im Fall der Türkei vermag der Senat nicht zu erkennen, daß die teilweise rechtsstaatswidrigen Begleitumstände der Strafverfolgung Ausdruck einer politischen Verfolgung im Sinne des Art. 16 Abs. 2 Satz 2 GG sind. Sie ordnen sich vielmehr der allgemeinen Zielsetzung des kemalistischen Staates unter, die Einheit und Unabhängigkeit des Landes zu bewahren und gleichzeitig eine pluralistische Gesellschaftsform zu erhalten.«

Über die Bedeutung der Folter bei der Erhaltung des Pluralismus heißt es in dem Urteil weiter:

»Auch durch den Einsatz der Folter insbesondere in strafgerichtlichen Ermittlungsverfahren erhält die Verfolgung der Strafschutzdelikte keine politische Qualität. Derartige Übergriffe finden ihre Erklärung teils in der traditionsbedingten Einstellung der Türken zur Gewalt, die sich nicht nur im Bereich strafrechtlicher Verfahren, sondern auch im Wehrdienst oder bei der Kindererziehung niederschlägt... Teilweise sind die Übergriffe aber auch auf das Selbstverständnis der Sicherheitskräfte zurückzuführen, die dieses Mittel zum Schutz des in seiner Existenz bedrohten Staates nicht für verwerflich halten.

Mißhandlung, Folter – alles zugegeben, ist aber für die Richter noch lange kein Beweis, daß Kerecin aus politischen Gründen verfolgt wird. Wie sie aber aus der Verfolgung des Kurden Kerecin durch die türkischen Behörden die politischen Motive herauszaubern, das ist ein Glanzstück bundesdeutscher Jurisprudenz.

Gewiß, der rechtsprechende 11. Senat bezweifelt nicht, daß Kerecin auf einer Liste stehe und *»als Separatist und als Kommunist«* gesucht werde. Doch politisch wurde er nicht verfolgt. Denn bei seiner ersten Festnahme 1974 im Alter von vierzehn Jahren wurde er, *»unter verschiedenen Mißhandlungen nach dem Namen der Rednerin dieser Versammlung befragt«.* Und im zweiten Fall 1978 hat *»der Kläger als Gegenstand der mit der Folterung verbundenen Vernehmung die Frage nach seinen Auftraggebern bezeichnet«.* Für die Lüneburger Richter sind dies unpolitische Folterungen – sie dienen lediglich dazu, die menschlich verständliche Neugier der türkischen Polizei zu befriedigen. Gewiß: *»Es erscheint hinreichend wahrscheinlich, daß gegen den Kläger nach Rückkehr in seine Heimat Maßnahmen der Strafverfolgung ergriffen werden.«* Denn: *»Die türkische Staatsanwaltschaft arbeitet seit dem Militärputsch vom 12. September 1980 wieder effizient.«* Aber: *»Die dem Kläger drohende Strafverfolgung ist jedoch keine politische Verfolgung.«*

Der 11. Senat des Lüneburger Oberverwaltungsgerichts vermag nämlich – und das erweist sich als sehr praktisch für die von ihm betriebene Art von Rechtsprechung – »in *den allgemeinen politischen Verhältnissen der Türkei und der Praxis der Strafrechtspflege«* – gemeint ist die Folter – »keine *hinreichenden Anhaltspunkte für eine politische Zweckbestimmung der Strafverfolgung zu erkennen. « Der türkische* Staat hatte bekanntlich *»erhebliche Widerstände der armenischen, griechischen und kurdischen Minderheiten zu überwinden«* doch jetzt ist nach Erkenntnis des erkennenden Senates *»der türkische Nationalismus das einigende Band des Staates«.* Prinzip seiner Staatsauffassung ist der Populismus. Rechtsverbindliches Urteil des Senats: *»Unter Populismus ist die Herrschaft durch das Volk für das Volk, mithin die Idee einer solidarischen Gesellschaft zu verstehen, dem klassenkämpferische Forderungen des Kommunismus wie auch das Führerprinzip des Faschismus gleichermaßen widersprechen.«*

Im Rahmen dieses Populismus hat die militärische Führung wegen der drohenden Handlungsunfähigkeit des Staates *»den Ausnahmezustand über das gesamte Land verhängt und – unter breiter Zustimmung der Bevölkerung – die innere Sicherheit mit militärischen Machtmitteln wiederhergestellt«.* Auf Seite 18 des Urteils heißt es: *»Eine Kritik am Militärputsch vom 12. September 1980 ist untersagt. Den Gewerkschaften ist jegliche politische Betätigung verboten, bei Scheitern der Tarifverhandlungen ist eine Zwangsschlichtung vorgesehen«.* Genau gegenüber auf Seite 19 steht, was dies bedeutet: *»Die Gesellschaft ist demokratisch verfaßt und kann ihre politischen Interessen über Parteien, Gewerkschaften, ein gewähltes Parlament sowie eine entsprechend den Mehrheitsverhältnissen gebildete Regierung zur Geltung bringen.«*

Und dies ist für den rastlos erkennenden Senat besonders wichtig: Auch und gerade als Kurde hat Kerecin keinerlei Schwierigkeiten. Denn: *»Allein wegen ihres Kurdentums unterliegen Kurden in der Türkei keinen Verfolgungsmaßnahmen.«* Zwar: *»Für die Repräsentation der Minderheiten im öffentlichen Leben sind zwar keine Sonderformen vorgesehen. Sie, insbesondere die Kurden, können mit ihren volkstumsmäßigen Besonderheiten einschließlich der Sprache nicht öffentlich in Erscheinung treten.«* Doch zuhause, wo keiner zuhört, dürfen sie sogar kurdisch reden. Also alles nicht so schlimm.

Es ist also alles klar: Kerecin hat gegen zahlreiche türkische Strafbestimmungen verstoßen. Aus deren Tatbestandsmerkmalen läßt sich jedoch *»eine politische Verfolgung nicht ablesen«.* Diese Bestimmungen zielen nämlich darauf, *»Veränderungen des bestehenden gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Systems zu verhindern«.* Dieses System findet der Senat sehr empfehlenswert. Also ist Widerstand dagegen nicht politisch, sondern kriminell. Und darum hat Kerecin keinen Anspruch auf Asyl.

*

Nach der Aufregung in der Öffentlichkeit über die Zusatzrente für Freislers Witwe hat der bayerische Sozialminister Franz Neubauer verfügt, daß diese Rente nicht mehr erhöht werden darf. Das ist Unrecht. Wenn es in unserem Staat wieder gerecht zugehen soll, müssen die Bezüge von Frau Freisler den Rentenbezügen der Witwe eines Oberverwaltungsrichters angepaßt werden.

Konkret 09/85, S. 44

Michael Weisfeld

Unter Wölfen oder: In Anatolien ist alles beim Alten

In den siebziger Jahren hatten türkische Gastarbeiter in ihrer Heimat hunderte von Betrieben als Arbeitnehmergesellschaften gegründet. Im vergangenen Jahr, als die Bonner Ausländerpolitik eine Rückkehrwelle provozierte, war von diesen Gesellschaften kaum noch etwas übrig.

Der Schweißer Ibrahim Karakaya verließ Bremen im Sommer 1984 nach fast zwanzigjährigem Aufenthalt. Er siedelte über in sein Heimatdorf Kajalti, Provinz Nevsehir, Anatolien. Letzten Anstoß zu dieser Ortsveränderung gab das »Gesetz zur Förderung der Rückkehrbereitschaft von Ausländern«.

Als et das Rückkehrförderungsgesetz verabschiedete, gab sich der Bundestag besorgt um die wirtschaftliche Zukunft der Rückkehrer. Er verlangte von der Bundesregierung, sie solle die Rückkehrer beim Aufbau »selbständiger Existenzen« im Heimatland unterstützen. Doch die Voraussetzungen dafür sind schlecht.

»In einem Land, wo gesamtgesellschaftlich eine Verarmung stattfindet«, sagt dazu der türkische Wirtschaftswissenschaftler Faruk Sen, »kann man sich schwer vorstellen, daß zusätzliche Kaufkraft für Läden und Kleinbetriebe von Rückkehrern entsteht.«

Schon in den Jahren 1970 bis 1975, als Rückkehrer ihr Glück in der Türkei versuchten, brachten es nur fünf Prozent von ihnen zu »selbständigen Existenzen« – unter besseren wirtschaftlichen \ Bedingungen als heute. Im vergangenen Jahr schlossen allein in Istanbul rund 900 kleine Läden.

Fast alle Rückkehrer, die ich in der Türkei traf, hatten Beträge von mehreren zehntausend Mark als Sparguthaben bei türkischen Banken angelegt. Die Guthaben werfen zwar zur Zeit so hohe Zinsen ab, daß die Familien davon leben können, aber die Ersparnisse der Rückkehrer werden auf diesem Wege innerhalb weniger Jahre von der rasanten Inflation aufgezehrt. Der Rückkehrer Ibrahim Karakaya aus dem Dorf Kajalti hat schon vor Jahren versucht, dem Dilemma der »selbständigen Existenz« zu entgehen. Er hat Aktien einer türkischen Arbeitnehmergesellschaft gekauft.

Schon in den sechziger Jahren entstand unter türkischen Arbeitern in der Bundesrepublik die Idee, ersparte Gelder zusammenzulegen und damit in der Türkei Firmen zu gründen in der Form von Aktiengesellschaften. Die Türken nannten sie »isçi siketleri«, Arbeitergesellschaften. Im Sprachgebrauch bundesdeutscher Stellen wurde daraus: Arbeitnehmergesellschaften. Ungefähr zur gleichen Zeit entwickelte die Republikanische Volkspartei (CHP) unter starkem Einfluß des späteren Ministerpräsidenten Bülent Ecevit das Konzept eines Volkssektors in der türkischen Wirtschaft.

Volkssektor, das bedeutete, die Ersparnisse von Bauern, Arbeitern und Angestellten sollten zusammengezogen werden in Genossenschaften, in Volksaktiengesellschaften und Gewerkschaftsunternehmen und dort zu demokratischer wirtschaftlicher Aufbauarbeit verwendet werden, unabhängig von den großen Kapitalgesellschaften und Banken. Auch die Arbeitnehmergesellschaften waren als Teil des Volkssektors eingeplant.

Doch während der Volkssektor Plan und Programm blieb, nahmen die Arbeitnehmergesellschaften einen großen Aufschwung. Die beiden ersten brachten große wirtschaftliche Erfolge und in ihrem Kielwasser entstanden rund 400 weitere. Von den türkischen Arbeitern, die noch heute in der BRD leben, besitzt fast jeder vierte Aktien von Arbeitnehmergesellschaften.

Ibrahim Karakaya bekam 1972 Post aus der Heimat. Die provisorische Geschäftsleitung der Örgi-Aktiengesellschaft teilte ihm mit, daß in Kalaba, zwölf Kilometer von seinem Heimatdorf entfernt, ein Textilwerk errichtet werden solle. Das Komitee bat Ibrahim um eine Kapitaleinlage. Ibrahim zeichnete Anteile im Wert von ungefähr 3000 Mark. Ein Viertel mußte er sofort bezahlen.

Als Ibrahim Örgi-Aktien kaufte, lag sein erster Versuch, von Bremen aus in der Türkei Fuß zu fassen, schon hinter ihm. 1969, nach fünf Arbeitsjahren in der Bundesrepublik, hatte er das Geld für einen gebrauchten Lastwagen zusammen. Doch er konnte sich im Fuhrgeschäft nicht festsetzen. Den wenigen Firmen, die er kannte, mußte er sehr niedrige Frachtraten anbieten, damit er Aufträge bekam. Ein Unfall bedeutete das Aus. Er verkaufte seinen beschädigten Lastwagen und ging wieder nach Bremen.

Ibrahim verband mit seinem Einstieg bei Örgi nicht die Hoffnung auf einen Arbeitsplatz in der Heimat. Auch unter günstigsten Umständen konnte nur ein Bruchteil der Arbeiter-Aktionäre mit einem Arbeitsplatz in ihrer Gesellschaft rechnen. Denn die Anzahl der Aktionäre überstieg die der geschaffenen Arbeitsplätze immer um ein Vielfaches. Nach seiner Rückkehr wollte Ibrahim auch kein Fabrikarbeiter mehr sein. Eher schon schwebte ihm vor, noch weitere Aktien zu kaufen und teilweise von den Dividenden zu leben, wenn das Örgi-Textilwerk floriere. Am wichtigsten aber war ihm, daß in seiner ländlichen, unterentwickelten Heimat eine große Fabrik mit 450 Arbeitsplätzen entsteht.

In dieser Gegend des anatolischen Hochlandes fand die Idee der Arbeitnehmergesellschaften viele Anhänger. Auf den Dörfern dicht bei der Fernstraße Ankara – Kayseri entstanden als Arbeitnehmergesellschaften: eine Ziegelei, eine Hühnerfarm und das Örgi-Textilwerk.

Örgi-Textil sticht schon von weitem ins Auge durch seine prächtige Toreinfahrt in klassizistischem Stil, durch seine schmucke, werkseigene Moschee. Neben den Fabrikhallen stehen Wohnhäuser, nicht für die Arbeiter, sondern für leitende Angestellte.

In der holzgetäfelten Direktionssuite erläutert der stellvertretende Direktor Suayip Yilderim das Konzept des Werks, nach dem Örgi-Textil bis etwa vor einem halben Jahr produzierte: »Wir verarbeiteten türkische Rohbaumwolle zu Schlafanzügen, Unterwäsche, T-Shirts . 90 Prozent der Produkte wurden exportiert, über die Hälfte davon in die Bundesrepublik. Wichtige Abnehmer waren Brenningmeyer und Quelle.«

Dieses Konzept entspricht einer Empfehlung des Internationalen Währungsfonds (IWF). Anfang der siebziger Jahre hatte der IWF mehreren Ländern in Nah- und Mittelost geraten, ihre Textilindustrie auszubauen und die Produkte nach Europa zu exportieren. Die Europäische Gemeinschaft verpflichtete sich zur Abnahme von bestimmten Mengen türkischer Textilien.

»Im Jahr 1972 haben wir die Gesellschaft gegründet«, berichtet der stellvertretende Direktor weiter. »Wir waren dreizehn Männer, Wirtschaftsfachleute und Ingenieure. Nein, keiner von uns war ein Gastarbeiter. Unser erster Direktor damals war Cahit Aral, der heutige Industrieminister. Wir brachten zusammen 6,5 Millionen Türkische Lira in die Gesellschaft ein, zwei Millionen kamen von einer türkischen Bank. Dann haben wir Arbeitern aus der Umgebung, die damals in Deutschland lebten, Aktien angeboten. Die Arbeiter in Deutschland erwarben 87 Prozent der Anteile, der Rest blieb also bei uns, bei der dreizehnköpfigen Geschäftsleitung und bei der Bank.« Damit war gesichert, daß die Geschäftsleitung und die Bank die Entscheidungen bei Örgi machten. Im Gegensatz zu Örgi gab es bei anderen Arbeitnehmergesellschaften ehemalige Gastarbeiter in den Geschäftsleitungen. Eine Untersuchung über zweiunddreißig Betriebe aus dem Jahr 1978, die Faruk Sen in seinem Buch: »Türkische Arbeitnehmergesellschaften« veröffentlichte, ergab, daß immerhin ein knappes Viertel der Geschäftsleiter ehemalige Gastarbeiter waren. Seitdem ist ihr Anteil stark zurückgegangen.

Bei Örgi-Textil konnten Gastarbeiter bestenfalls an den Aktionärsversammlungen teilnehmen. Ibrahim Karakaya hat dieses Recht nie wahrgenommen.

Von den Anfängen des Werks berichtet der stellvertretende Direktor: »Schon als die Gebäude fertig waren, hatten wir das Grundkapital verbraucht. Um die Fabrik mit Maschinen ausrüsten zu können, brauchten wir noch viel mehr Geld, vor allem, weil wir fast alle Maschinen im Ausland kaufen mußten. Die Arbeiter in Deutschland waren nicht bereit, ihre Einlagen zu erhöhen. Also machten wir uns auf die Suche nach einem Kredit. Wir konnten keinen Kredit in türkischer Währung bekommen und mußten schließlich einen Kredit von der Weltbank nehmen, einen Dollar-Kredit.«

Ähnliche Finanzierungsprobleme gab es bei fast allen Arbeitnehmergesellschaften. Die Arbeiter-Aktionäre zeichneten Einlagen und bezahlten sie in mehreren Raten. Die letzten Raten oft sehr mühsam, wenn das Projekt inzwischen nicht die Produktion aufgenommen oder zumindest deutliche Fortschritte gemacht hatte. Stellte sich in dieser kritischen Zeit heraus, daß noch mehr Kapital zum Aufbau des Werks erforderlich war, konnten sich nur wenige Arbeiter-Aktionäre entschließen, noch weitere Anteile zu zeichnen.

Die Manager in der Türkei versuchten dann, Kredite aufzunehmen. Meist mit sehr geringem Erfolg, denn die Banken scheuten das mit den neuen Gesellschaften verbundene Risiko. Wenn sie sich doch darauf einließen, wollten die Banken keine Kredite geben, sondern Anteile übernehmen und die Gesellschaften kontrollieren.

Örgi-Textil nahm im Jahr 1977 einen Dollarkredit von der Weltbank. Über den Erfolg oder Mißerfolg der Gesellschaft in wirtschaftlicher Hinsicht war damit entschieden. Denn durch den Verfall der türkischen Währung gegenüber dem Dollar haben sich die Schulden des Werks gegenüber der Weltbank mehr als verzehnfacht. Wie der stellvertretende Direktor sagte, hat Örgi-Textil deshalb nie Gewinne gemacht und nie Dividende an die Aktionäre ausgeschüttet.

Wie alle wichtigen Entscheidungen der türkischen Wirtschaftspolitik entsprachen auch die Abwertungen der Türkischen Lira den Forderungen des Internationalen Währungsfonds. Türkische Exportgüter kamen dadurch zu Schleuderpreisen auf den Weltmarkt, Importe an Maschinen und Rohstoffen wurden sehr teuer, und die Schulden der Türkei stiegen.

Bis vor einem Jahr konnte Örgi trotz der bedrückenden finanziellen Lage produzieren und etwa 450 Leute beschäftigen, überwiegend Frauen die nach dem gesetzlichen Mindesttarif entlohnt wurden. Doch dann geriet das Werk an den Rand der Zahlungsunfähigkeit. Ende 1984 – der Aktionär Ibrahim Karakaya war seit einigen Monaten wieder im Land – entließ Örgi-Textil etwa die Hälfte der Belegschaft. Das Produktionsprogramm wurde radikal gekürzt. Keine fertigen Kleidungsstücke rollen heute aus dem Tor, sondern Baumwollfäden und Stoffe. Örgi ist jetzt bloß noch ein Zulieferbetrieb für andere Textilwerke.

Nicht nur die Dollar-Schulden haben Örgi ruiniert – auch beim Absatz gab es Rückschläge. Schon seit Beginn der achtziger Jahre nahmen die EG-Länder nicht mehr die vereinbarten Mengen an türkischen Textilien ab, worauf ja die IWF-Empfehlung an die Türkei beruht hatte, die Textilindustrie auszuweiten.

»Als der Dollar stieg und unsere Schulden jeden Tag größer wurden«, erzählt Suayip Yilderim, »verkauften die Arbeiter ihre Aktien an hiesige Geschäftsleute.« Damit begaben sich die Arbeiter-Aktionäre auch formell aller Einflußmöglichkeiten auf die Gesellschaft.

Auch Arbeitnehmergesellschaften, die – im Gegensatz zu Örgi-Textil – auf Initiative von Auslandstürken hin gegründet worden waren, gerieten leicht in andere Hände. Örtliche Geschäftsleute, Feudalherren und Banken benutzten jede Krise der Arbeitnehmerbetriebe, um einen Fuß in die Tür zu stellen.

Faruk Sen zum heutigen Stand der Bewegung: »Nur noch einzelne Arbeitnehmergesellschaften arbeiten mit Erfolg. Bei denen, die noch nicht in Konkurs gegangen sind, haben Banken und private Holdings die Aktienanteile stark in Anspruch genommen, und der Anteil der türkischen Arbeiter im Ausland ist immer geringer geworden. Man muß davon ausgehen, daß diese einmalige Bewegung, ein für allemal zu einem Stillstand gekommen ist.«

Ecevits Republikanische Volkspartei (CPH) hat, als sie Regierungspartei war, die Bedingungen für die Arbeitnehmergesellschaften nicht verbessern können, obwohl diese Bewegung den Reformvorstellungen der CPH entsprach. 1979 verlor die CPH die Wahlen, und mit der nachfolgenden Demirel-Regierung hielt eine Wirtschaftspolitik nach den Grundsätzen Milton Friedmans auch in der Türkei Einzug. Die neue Wirtschaftspolitik, praktiziert von Demirel, den Militärs und der jetzigen Regierung Özal verminderte drastisch die Überlebenschancen der Arbeitnehmergesellschaften. So wertete die Demirel-Regierung im Januar 1980 die Türkische Lira um fast 50 Prozent ab. Die Militärs sorgten nach ihrem Putsch im September des gleichen Jahres für einen Lohnstopp. Die Reallöhne, die Kaufkraft der türkischen Bevölkerung gingen dramatisch zurück. Die Zinsen wurden freigegeben und stiegen an. Konkurse bei kleineren und mittleren Betrieben – darunter vielen Arbeitnehmergesellschaften – waren die Folge, während die großen Kapitalgesellschaften und Banken profitierten.

Doch seit 1984 spielt die Regierung Özal den Retter in der Not. Sie legte ein Sanierungsprogramm für Arbeitnehmergesellschaften auf. Sonderkredite sind vorgesehen, Schulden der Betriebe bei Banken sowie Steuerschulden sollen gestundet werden. Zur Finanzierung des Programms trug auch die bundesdeutsche Regierung Gelder bei. Im Februar 1985 zitierte die türkische Zeitung »Cumhuriyet« den amtlichen Pressesprecher, der erstmals offen die Absicht der Regierung bei dieser Aktion benannte: »Unser Hauptziel ist diese Firmen an die staatlichen und privaten Banken zu verkaufen.« Maßgeblich beteiligt daran ist Cahit Aral, Minister für Industrie und Handel, früher Direktor der Arbeitnehmergesellschaft Örgi-Textil.

Für Ibrahim Karakaya ist der Traum der Arbeitnehmergesellschaften ausgeträumt. Er gibt den Managern von Örgi-Textil die Schuld am Niedergang des Werks. Doch nicht nur Örgi-Textil kam ins Schleudern. Am Rand von Ibrahims Zuckerrübenfeldern steht die Ziegelei, in den siebziger Jahren aufgebaut, vor zwei Jahren wegen Zahlungsunfähigkeit geschlossen. Schwer verschuldet, ist dieser Betrieb seit langem faktisches Eigentum einer türkischen Bank. Weil sie die Hoffnung haben, daß im Rahmen des Regierungsprogramms die Produktion wieder aufgenommen wird, halten ehemalige Belegschaftsmitglieder dort ständig Wache.

Ibrahim Karakaya ist heute, was er nicht mehr sein wollte: Bauer. Sein Vater besaß so wenig Land, daß Ibrahim schon mit siebzehn Jahren zur Arbeit in die Fremde ging. Erst nach Istanbul und Bursa, später in die Bundesrepublik. Ehe er 1984 in sein Dorf zurückkam, kaufte er, im Alter von fast fünfzig Jahren, Vieh, einen Traktor und Land von anderen Bauern. Er baute ein neues Haus und Wirtschaftsgebäude. Im Dorf gilt er als wohlhabend.

In seiner Scheune zeigt er mir einen riesigen Haufen Sonnenblumenkerne. Das sei ein großer Teil der Ernte vom vorigen Jahr, sagt er. Die Händler hätten ihm so niedrige Preise geboten, daß er nicht habe verkaufen wollen.

Deshalb fahren wir achtzig Kilometer weit nach Kayseri. Als Probe nimmt Ibrahim eine Plastiktüte voll Kerne mit. In einer Straße der Stadt steht Lagerhaus an Lagerhaus, angefüllt mit Sonnenblumenkernen. Mißmutig blicken die Aufkäufer in Ibrahims Tüte. Sie nennen ihm einen Preis, der weit unter dem des vorigen Jahres liegt. Es ist also alles beim Alten.

Konkret 09/85, S. 48

Michael Kunitzsch

Die Regenmacher
Geschichte einer Giftkrieg-Kampagne

Seit Ende der siebziger Jahre geht das Gerücht, die Sowjets versprühten Bio-Kampfstoffe in Laos und Kambodscha. Tausende sollen Opfer des »Gelben Regens« geworden sein. Jetzt steht fest: Die Regenmacher sitzen nicht in Moskau. Und was vom Himmel fällt, ist Scheiße

August 1984, kurz vor der parlamentarischen Sommerpause. Dem Bewilligungsausschuß des US-amerikanischen Kongresses liegt ein Routine-Antrag des Pentagon vor. Es geht um eine Reihe von Bauprojekten, u. a. um eine beheizbare Garage, ein Fitneßcenter, Truppenunterkünfte und um eine Aerosol-Testanlage. Da die Gelder bereits bewilligt sind und nur umgewidmet werden sollen, ist die Sache schnell erledigt. Erst Wochen später erfahren die Senatoren, was sie da auf den Weg gebracht haben.

Es sind die ersten 1,4 Millionen Dollar für ein geheimes Hochsicherheitslabor zur Erforschung von biologischen Waffen. Kernstück eines 300 Millionen Dollar teuren Modernisierungs- und Erweiterungsprogramms auf dem *Dugway Proving Ground,* einem Testgelände der US-Army, 87 Meilen von Salt Lake City im Mormonenstaat Utah. Bis 1988 sollen dort mehr als 300 zusätzliche Arbeitsplätze eingerichtet und die Kapazitäten der Anlage verdoppelt werden.

»Eine Antwort auf russische Bestrebungen, die Gentechnik für die Kriegsforschung zu nutzen« – so Verteidigungsminister Caspar Weinberger. »Eine Möglichkeit, selbst offensive biologische Waffen und Toxine zu testen« – so der demokratische Senator James Sasser. Die Mikroben-Lücke also.

Wie bei der Bomber-Lücke in den Fünfzigern, bei den Interkontinentalraketen in den sechziger Jahren und danach bei Panzern und Mittelstreckenraketen – US-Militärs melden wieder mal: Feind voraus. Bei der jetzt anlaufenden dritten Nachrüstungsrunde sind die Bund C-Waffen dran. Die ersten 124 Millionen Dollar hat der Kongreß soeben für die Produktion binärer chemischer Kampfstoffe freigegeben. Rund sechs Milliarden Dollar sollen für das Gesamtprogramm bis 1988 zur Verfügung gestellt werden.

Noch Ende der sechziger Jahre war der Widerstand gegen einen Chemie-Krieg groß genug, um Präsident Nixon am 19. August 1969 zu der Erklärung zu veranlassen, die USA würden von sich aus die Produktion von C-Waffen einstellen. Nicht zuletzt deshalb, weil bekannt geworden war, wie fatal die Wirkungen der zuvor für harmlos hingestellten Chemikalien in Vietnam waren.

Am 4. April 1972 wurde eine internationale Konvention abgeschlossen, in der sich über 80 Staaten verpflichteten, »niemals und unter keinen Umständen, irgendwelche biologischen Waffen zu entwickeln, herzustellen oder zu lagern.«

Die alljährlich erneut einsetzenden publizistischen Versuche des Chemical-Corps der Army, den schlechten Ruf der C-Waffen aufzubessern und die Produktion wieder in Gang zu bringen, scheiterten Mitte der siebziger Jahre immer wieder am Widerstand des Kongresses. 1978 fand der damalige Oberbefehlshaber der NATO, daß die Fähigkeit der USA, einen chemischen Krieg zu führen, »sehr schwach« sei: »Irgendwann in nächster Zukunft muß dies noch einmal abgeschätzt werden.«

Um die gelegentlich zu Unberechenbarkeit neigende amerikanische Öffentlichkeit nun auf diese »nächste Zukunft« einzustimmen und zugleich argwöhnische Verbündete ruhigzustellen, mußten sich die Chemo-Strategen schon etwas einfallen lassen.

Da kamen die Nachrichten aus dern fernen Südostasien nicht gerade ungelegen.

Die Augenzeugen

Ban Ve Nai ist ein Flüchtlingslager im Norden Thailands. Mehr als 40 000 Menschen leben hier. Die meisten sind Stammesangehörige der Hmong, einem Bergvolk aus Laos. Sie erzählen von grauenhaften Metzeleien, die die Vietnamesen und die kommunistischen Pathet Lao unter ihnen angerichtet haben. Sie klagen, Opfer einer furchtbaren neuen Waffe geworden zu sein. Flugzeuge hätten bunte Wolken krankmachenden Regens abgelassen, um sie aus ihren Dörfern zu vertreiben. Hunderte von Menschen seien in ihrem eigenen Blut erstickt.

Seit 1977 sind solche Berichte in der US-amerikanischen Presse zu lesen. Später kommen ähnliche Meldungen aus Kambodscha und Afghanistan. Immer ist die Rede von einer Art Staub oder Nebel, der auf den Blättern der Bäume und auf Pflanzen klebt und Hautausschlag verursacht. »Die Angriffe«, so eine Untersuchung, des US-State Department »wurden von einem langsam und tiefffliegenden Flugzeug ausgeführt, das manchmal als eine sowjetische AN 2 identifiziert wurde. Das Flugzeug hinterließ eine Wolke. Manche beschreiben sie als gelb, andere als rot oder noch anders gefärbt. Die Wolke ging über einem Dorf oder einer Gruppe von Menschen in den Reisfeldern nieder. Sie scheint aus kleinen Teilchen

bestanden zu haben die beim Aufprall Geräusche wie Regentropfen machten. Die Opfer sprachen daher vom »Gelben Regen« . Wer direkt damit in Berührung kam, verspürte bald einen heftigen Juckreiz Übelkeit und Sehstörungen, dann große Mengen hellen Bluts. Sie starben noch in derselben Stunde.«

Mit Horrormeldungen dieser Art kommt auch der amerikanische Journalist Sterling Seagarve zurück, der 1979 nach Südostasien gereist ist, um Augenzeugen zu befragen. In seinem Buch »Yellow Rain« behauptet er, in Laos werde ein ganzes Volk mit Giftgas ausgerottet. »Allein aus den Gesprächen ergeben sich mehr als tausend von den Befragten miterlebte Todesfälle; im Ganzen sind es jedoch nach Aussagen der Hmong zehn- bis fünfzehntausend«.

Das mußte so dramatisch formuliert werden, denn die Regie hat gleich im ersten Akt des Schauspiels, das nun anhebt, einen Höhepunkt vorgesehen. Die Rollen sind verteilt, die Fabel ist entwickelt und Verwirrung kommt ganz von allein auf. Aber der Erfolg des Stückes erweist sich erst an der Kasse.

Die Botenberichte über die Giftgas verspritzenden Russen reichen hin, um dem Pentagon die ersten 3,1 Millionen Dollar für die Kampfstoffabrik Pine Bluff zu verschaffen – ein Spottgeld zwar und dazu ähnlich trickreich im Etat versteckt wie später Dugway, aber immerhin passiert es im Juni 1980 unangefochten die Ausschüsse.

Ganz wichtig für den Durchbruch eines Dramas ist das internationale Publikum. Auf Antrag der USA wird eine UNO-Kommission eingerichtet, die aufklären soll, was sich da unten in Südostasien abspielt. Aber die Regierungen von Hanoi und Vientiane verweigern die Einreise und so beschränkt man sich auf Interviews in den Flüchtlingslagern. Die Zeugenaussagen ergeben jedoch kein schlüssiges Bild. Weitere Untersuchungen werden gefordert. Und weil das gerade laufende Schauspiel ja ein Enthüllungsdrama ist, müssen nun auch Fakten auf den Tisch. Nur ist bislang nicht einmal klar, wonach man eigentlich suchen soll.

Seagrave, der den Gelben Regen etwas unpräzise als eine »chemischen Mischung« ausgegeben hat, weiß immerhin, daß es sich dabei um das »Produkt einer hochentwickelten Technologie, moderner Labors und jahrelanger Erfahrung in chemischer Kriegsführung« handeln muß. Aus der Analyse der beschriebenen Symptome glaubt Seagrave auf Biotoxine schließen zu können, einen »der schrecklichsten Killer, den die Welt gesehen hat.« Vorläufig tappt man weiter im Dunkeln, es ist Pause bis März 81 und Zeit, daß die Handlung im zweiten Akt Schwung kriegt.

Tatsächlich heißt es im Frühjahr, das US-Außenministerium verfüge jetzt über einen gesicherten Nachweis. Nur sucht der Minister noch nach einem wirkungsvollen Auftritt. Gelegenheit dazu soll er im September in Westberlin bekommen.

Handfeste Beweise

Während draußen mehr als 50.000 Menschen gegen die Neutronenbombe demonstrieren, und dafür Verständnis sogar bei Mitgliedern der Bonner Regierungsparteien finden, versucht Haig drinnen, den Verbündeten den Ernst der Lage klar zu machen. Für den kommenden Tag kündigt er »handfeste Beweise« dafür an, daß von den Sowjets in Südostasien Gift eingesetzt werde.

Die schöne Inszenierung fällt durch, kaum, daß sich der Vorhang gehoben hat: Mault die FAZ: »Als einziger Beweis wurde ein an der Grenze zwischen Kambodscha und Thailand im März gefundenes Blatt mit Stengel vorgeführt.«

In denen war ein erhöhter Gehalt an drei Mykotoxinen nachgewiesen worden – giftigen Verbindungen aus der Gruppe der Trichothezinen, die von einem winzigen, dem Schimmel ähnlichen Pilz, einem Fusarium, erzeugt werden.

Zwei Monate später werden neue Belege nachgeschoben: Eine Wasserprobe aus einem Teich in Kambodscha und gelbes Pulver, das von verschiedenen Felsen in Laos gekratzt worden ist. Staatssekretär Richard Burt vor dem Senatsausschuß: »We now have the smoking gun.« Man wisse jetzt endlich, so Sheriff Burt, daß die Sowjets ihre Verbündeten durch Experten vor Ort unterstütze. Gerade im Umgang mit Trichothezinen habe die Sowjetunion »besondere Erfahrungen«. Das war nun kaum zu leugnen, aber auch kein Geheimnis, stammt doch bald die Hälfte aller wissenschaftlichen Veröffentlichungen über dieses Pilzgift aus zugänglichen sowjetischen Quellen.

Russische Wissenschaftler begannen in den dreißiger Jahren damit, das Trichothezin T2 genauer unter die Lupe zu nehmen, als durch Pilzbefall an mangelhaft gelagertem Getreide Tausende von sowjetischen Bürgern um Leben kamen. Die Beschreibungen der durch die vergifteten Nahrungsmittel verursachten Epidemien zeigen nun, daß es dabei ähnliche Symptome gibt, wie sie als Folge des »Gelben Regens« in Laos und Kambodscha geschildert worden sind. Also, folgert das State Department, kann es sich bei der »neuen sowjetischen Waffe« nur um T2 handeln.

Die US-Regierung gerät immer mehr in Beweisnot. Das Wissenschaftsmagazin *Science* hat Burts Bericht inzwischen Punkt für Punkt auseinandergenommen: Die Wasserprobe, so *Science,* an der angeblich ein Mann erkrankt ist, hat eine so geringe toxische Konzentration, daß mindestens 30 Liter nötig gewesen wären, um überhaupt eine Wirkung zu erzielen; das von Burt als Giftträger angeführte sowjetische Militärflugzeug AN 2 wird ebensohäufig für landwirtschaftliche Zwecke eingesetzt; die für den »gelben Regen« als symptomatisch geltenden, schnell einsetzenden Blutstürze können in

Tierversuchen nicht bestätigt werden, auch gibt es immer noch keine Erklärung dafür, wie denn das gelbe Gift, wenn nicht als Aerosol, überhaupt hat in den Körper gelangen können.

»Lückenhaft, rätselvoll und oft suspekt, was die Herkunft angeht«, nennt nun selbst das industrienahe Fachblatt »Chemical & Engeneering News« die vorgelegten Mykotoxin-Beweise. Nur die »Welt« hält tapfer durch: Sie hat nicht nur zwei neue Sorten von Kampfstoffen parat (klare Flüssigkeit/weißes Granulat), sondern stellt gleich eines der »vielen tausend Opfer« in Person und mit Lebenslauf vor.

Verteidigungsminister Weinberger und Außenminister Haig lassen dennoch keine Gelegenheit aus, die Kampfstoffüberlegenheit der Sowjetunion und die »skrupellose Anwendung von chemischen Waffen« zu brandmarken. Auf dem KSZE-Folgetreffen im Februar 82 in Madrid beschuldigt der amerikanische Delegationsleiter Kampelman Moskau, seine Armee »bis hinunter zur Kompanieebene« auf chemische Kriegsführung eingestellt zu haben. Die »vorsätzlichen Verletzungen der Vereinbarung über die Nichtanwendung chemischer Waffen« seien nun der Grund für die amerikanische Entscheidung, wieder C-Kampfstoffe zu produzieren. Der sowjetische Delegationsleiter: »Pharisäerhafte Fälschung und Lüge.«

Reagan hat in der Woche zuvor entschieden, daß es im »nationalen Interesse geboten erscheint«, die Massenfertigung der neuartigen binären Kampfstoff-Munition zu beginnen. Die zwölfjährige selbstauferlegte Produktionspause scheint damit beendet. Noch aber verweigert der Kongreß hartnäckig die Zustimmung.

Also legt das State Department im März 82 noch einmal einen 32seitigen »Report« vor, der Analysen von Blut-, Urin- und Gewebeproben angeblicher Gasopfer enthält. Bei allen weist der Pflanzenpathologe Dr. Chester Mirocha von der Universität Minnesota Spuren von T2 nach. Britische und amerikanische Labors können Mirochas Analysen bis Ende 83 nicht bestätigen. Nur vier von insgesamt 60 Proben enthalten bei erneuter Prüfung Mykotoxine. Dennoch kommt eine zweite UNO-Kommission auf der Grundlage seiner Untersuchungen Ende 82 zu der Feststellung, es sei doch recht unwahrscheinlich, daß alle diese Mykotoxine natürlichen Ursprungs seien.

Ein natürliches Vorkommen der Mykotoxine hat auch die US-Regierung immer in Abrede gestellt. Nicht lange, dann haben Forscher auch diese zweckmäßige Behauptung widerlegt und ein Fusarium in Südostasien gefunden. Es wird entdeckt zusammen mit einem in Thailand häufig vorkommenden Pilzgift, an dem jährlich Hunderte von Kindern sterben, wenn sie verdorbene Lebensmittel essen.

Die Bienen

Ein neuer Aspekt ergibt sich, als ein kanadisches Ärzteteam einen überraschenden Bestandteil des Gelben Regens findet, von dem die US-Armee nie berichtet hat, der aber, wie spätere Analysen ergeben, bis zu 90% der Proben des Pulvers ausmacht: es sind von Bienen gesammelte Blütenpollen.

Höhepunkt und Umschlag der dramatischen Handlung: Auftritt eines summenden und brummenden deus ex machina.

Der Biochemiker Prof. Methew Meselson, ein selbst von der Regierung und der US-Army des öfteren zu Rate gezogener Experte, legt gemeinsam mit seiner Harvard-Kollegin Joan W. Nowicke einen Artikel vor, den die Wissenschaftszeitung *Nature* am 17. Mai 1984 veröffentlicht: »Wir haben elf Proben von gelbem Regen überprüft, die angeblich in Gebieten mit chemischer Kriegsführung in Laos gesammelt wurden. Die Proben enthalten hohe Pollenanteile. Keine zwei Proben haben die gleiche Pollenzusammensetzung. Derartige Unterschiede dürfte man nicht erwarten, wenn die Flecken vom Gelben Regen aus einer künstlichen Quelle freigesetzt worden wären. Analysen dieser Pollen in Proben von Gelbem Regen legen nahe, daß es sich um die Exkremente von Bienen handelt.« Herausgeber John Maddox: »Obwohl viele der gesammelten Berichte von Todesfällen als Folge von Besprühungen aus der Luft bzw. von Erkrankungen sprachen, scheint doch die Todesrate nie so hoch gewesen zu sein, daß sie auf eine wirksame militärische Waffe in Form eines giftigen Wirkstoffes hätte schließen lassen können.«

Die Hmong

Im Frühjahr 1984 erfährt ein Filmteam der BBC von einem Giftangriff mit Gelbem Regen auf ein Dorf nördlich von Vientiane und von entsetzlichen Greueln, die es dabei gegeben haben soll. Das Team reist nach Laos und spricht mit den Dorfbewohnern: nichts ist wahr, einen Angriff hat es nie gegeben. Dafür hören die Journalisten daß die Amerikaner 1969 oder 1970 hier ein gelbes Gift verstreut haben.

Die Hmong waren traditionell Opiumbauern. Um den Heroin-Nachschub einzudämmen, sprühten die USA Unkrautvernichtungsmittel auf die Felder. Die Berichte darüber, wie auch die Berichte über den Einsatz von Tränengas und Entlaubungsmitteln – allein über Vietnam haben die Amerikaner bis 1971 mehr als 70 Millionen Liter davon ausgekippt – haben große Ähnlichkeit mit den Geschichten, die die Reporter über den Gelben Regen zu hören bekommen. Unter den Hmong hatte die CIA auch ihre »geheime Armee« rekrutiert. Die 50.000 Mann starke Truppe wurde aus der Luft versorgt,

die Bevölkerung war nicht in der Lage, auch noch die Söldner mit durchzufüttern. Der Krieg teilte die Hmong, wie er Laos insgesamt teilte. Ein Drittel unterstützte die »geheime Armee« ein zweites Drittel stellte sich auf die Seite der Kommunisten, der Rest geriet zwischen die Fronten. Als die Pathet Lao siegten, brach die Hilfe des CIA ab. Die Hmong waren ruiniert, die sozialen Strukturen zerstört, die Familien zerrissen. Aus Angst vor Vergeltung flohen viele nach Thailand. Einige nahmen den Widerstand von hier aus wieder auf.

Der australische Ethnologe Grant Evans hat die Aussagen der Hmong-Flüchtlinge, die das US-State Department gesammelt und als Beweis der UNO vorgelegt hatte, noch einmal überprüft und dabei Widersprüche in und zwischen den Berichten wichtiger Augenzeugen nachgewiesen. Von den 110 Hmong-Zeugen, die die US-Teams befragt haben, sind nachweislich 45, möglicherweise aber mehr als neunzig, Soldaten und »Widerstandskämpfer«. Und deren Aussagen weichen besonders in der Schilderung der Auswirkungen des Gelben Regens erheblich von denen der »normalen« Flüchtlinge ab. Evans hält es für wahrscheinlich, daß die Befragungen in den Lagern unter politischer Anleitung durchgeführt worden sind. »Es ist schon schwierig«, so Evans, »die Verbreitung der Gift-Gas-Story nicht als eine von den ehemaligen CIA-Hmong-Führern gemeinsam mit ihren früheren Geldgebern ausgeheckte Verschwörung zu interpretieren . «

Niederschläge

Die Beweise zerpflückt, die Zeugen verschlissen – schlecht sieht es aus für Reagans Regenmacher. Ein höllisches Tam Tam haben sie veranstaltet, sieben Jahre lang hat alle Welt auf diesen magischen gelben Niederschlag gestarrt.

UNO und KSZE wurden mobilisiert, Regierungen und Parlamente aufgescheucht, Konferenzen und Kongresse beschäftigt, ganze Stäbe von Wissenschaftlern eingespannt. Die Presse hatten sie gratis. Und am Ende soll nichts weiter gewesen sein, als eine Ladung Bienenscheiße?

Keiner lacht, niemand fühlt sich verladen. Das ganze Papp-Theater wird geräuschlos zusammengefaltet. Die Hmong sind wieder aus den Schlagzeilen, irgendwo auf den hinteren Seiten findet sich auch die Meldung über die Bienen.

Derweil stellen Militär-Experten im *Wall Street Journal* dem Hausblatt der New Yorker Hochfinanz, Überlegungen an, wie »eine Wiederholung der peinlichen Episode um den Gelben Regen künftig vermieden werden kann«. (Was das Blatt nicht hindert, ein paar Tage später eben diese Peinlichkeit wieder aufzugreifen und als »bekanntestes Beispiel für die Bio-Waffen-Pläne der Sowjets« zu verkaufen.) Die Bio-Waffen-Pläne der USA aber stecken fest, die blamierte Regierung kann so schnell keinen neuen Vorstoß riskieren. So startet das *Journal* noch im selben Monat Mai eine Serie mit insgesamt acht Artikeln. Alles was den Russen in den vergangenen Jahren an akademischem Personal abhanden gekommen ist und sich in den USA niedergelassen hat, wird aufgeboten für den einen Beweis: die Russen wollen den Bio-Krieg. Aber mit den Dissidenten geht es dem WSJ wie Reagan mit den Hmong: Alles kalter Kaffee. Dennoch schlägt das Blatt ein Fastreaction-team, einen Krisenstab aus Wissenschaftlern, Militärs und Anti-Terror-Spezialisten vor.

Wie der arbeiten könnte, hat eine Anhörung in einem US-Kongreßausschuß im Februar 1980 vorgeführt. Auf die Frage des republikanischen Abgeordneten Robert J. Lagomarsino: »Verfügen wir hinsichtlich des Gebrauchs von chemischen Waffen in Afghanistan über irgendwelche Informationen, die mehr als Gerüchte sind? «, antworteten damals die beiden hochrangigen Geheimdienstbeamten Edward M. Collin und Bruce C. Clarke: »Es gibt keine Bestätigung dafür«. Lagomarsino: »Weil in der Presse eine Reihe derartiger Gerüchte zu lesen sind, wird allgemein angenommen, daß die Russen dort chemische Waffen benutzen . « Clarke: »Ich kann nichts Falsches daran finden, wenn man solche Gerüchte im Umlauf hält.«

Kasten Seite 51

Gen-Technologie als Waffe

Seit einiger Zeit schon lockt die US-Army das »immense militärische Potential der Gentechnologie«. In seinem »Jahresbericht 1980« hat das Pentagon erstmals Militärforschung an »genetisch veränderten Bakterien gefordert, damit sich der Westen vor einem möglichen sowjetischen Angriff mit künstlich hergestellten unbekannten Erregern schützen« könne. Gegenwärtig fördert und finanziert das Pentagon 43 Projekte davon elf in eigenen Labors, die anderen sind Universitäten angegliedert. Vier der Laboratorien gehören zur höchsten Sicherheitsstufe P4 und sind für Experimente mit hochpathogenen Viren ausgelegt. Die neue Anlage in Dugway wäre das erste Militärlabor, in dem ausschließlich nichtmedizinische Forschung betrieben würde. Es soll mit besonderen Sicherheitsvorkehrungen ausgerüstet werden, wie sie sonst nur für den Umgang mit den gefährlichsten Krankheitserregern vorgeschrieben sind. Offiziell geplant sind Aerosol-Versuche mit Viren (der Marburger Krankheit etwa, sowie der venezolanischen Pferdeenzephalitis, des Gelb-, Lassa- und hämorrhagischen Fiebers), um Schutzvorrichtungen wie »Masken und Detektoren zu testen«. Gegner des Labors behaupten, für defensive Forschung sei es völlig unnötig, mit den eigentlichen Erregern zu arbeiten, für

Simulationsversuche reichten weit weniger gefährliche Ersatz-Organismen völlig aus. Das eigentliche Problem liegt denn auch in der möglichen Entwicklung neuer biologischer Waffen mithilfe der Gentechnologie. Das bestreitet das Pentagon natürlich. Kontrollieren kann das aber keiner, denn die Forschungen sind geheim.

Von 1949 bis 1969 hat die amerikanische Armee schon einmal Experimente mit Kampfstoffen gemacht, darunter auch großangelegte Freilandversuche mit Keimen von Pest, Milzbrand und Fleckfieber. 1968 gingen 6.400 Schafe ein, weil der Sprühtankverschluß eines Flugzeugs defekt war und Schwaden von Nervengas über die Weideflächen zogen. Tests mit angeblich harmlosen Bakterien machten die Biologen des Pentagon in einem New Yorker U-Bahn-Tunnel. Dort wurde eine Glühbirne aus dem fahrenden Zug geworfen. Sie war mit dem Treibstoff Aerosol und angeblich harmlosen Bakterien gefüllt. Positive Stichproben konnten die Forscher dann von der 4. bis zur 58. Straße nehmen – überall war eine Menge Aerosol. Keineswegs widerlegt ist auch der mehrfach von Fidel Castro erhobene Vorwurf, die USA hätten über Kuba Schweinepest-Erreger abgelassen und Zuckerrohr-Rost ausgesetzt.

Zumindest zeichnet sich hier eine neue, äußerst wirkungsvolle Einsatzmöglichkeit für B-Waffen im Wirtschaftskrieg gegen die Dritte Welt ab.

Bislang galten den Militärs infektiöse Waffen immer noch als zu heikel, da ihnen auch die eigenen Truppen schutzlos ausgeliefert sind. Das könnte man mit den Methoden der Gen-Technologie künftig ausschließen.

Denkbor wäre etwa die Züchtung sowohl von neuen Erregern, die gegen herkömmliche Antibiotika resistent wären, als auch von entsprechenden Impfstoffen, mit denen die eigenen Soldaten immunisiert werden könnten.

Der kontrollierte Einsatz – Hauptsorge der Strategen – scheint damit greifbar. Darüberhinaus ließen sich Keime mit beliebigen, allen nur wünschbaren Eigenschaften durch Kombination vorhandenen Erbmaterials herstellen. Also auch – und darüber wird schon lange spekuliert – sogenannte ethnische Keime, die nur für bestimmte Minderheiten und Rassen gefährlich sind.

Konkret 09/85, S. 58

Horst Tomayer

Die Reise nach Emden

Ein Haus-Aufsatz von Horst Tomayer, Klasse 9b

Es begann vor nicht langer Zeit am Bus-Bahnhof Hamburg-Dammtor. Ernst (»Rabe«) Kahl hatte seine Geliebte (»Muzzl«) mitgebracht und Harry (»Tolpatsch«) Rowohlt ließ seine Kamera fallen, so daß das Blitzlichtaggregat zerschellte. Die Abfahrt war auf 13 Uhr anberaumt. Es sollte nach Emden gehen, Ostfriesland, wo die Möwen auf dem Rücken fliegen, weil sie das Elend da unten nicht mit ansehen können, (ich find solche Witze gemein, denn auch diese Landschaft bemüht sich), zur Weltaufführung von Otto Waalkes' erstem Spielfilm. Und schon setzte sich unser mit Trockenabort und Kühlfach luxuriertes Gefährt in Bewegung. Glich die Stimmung anfangs der bei einer Ökoexkursion zu einem mittleren Fischsterben so stieg dieselbe vermittels einiger Handvoll Dosen Bier ab zirka Oldenburg in Oldenburg aufs leidliche. Nur ich war nicht restlos Herr meiner Nervosität, wußte ich doch nicht mit finaler Gewißheit, ob mein Petit-Part als Kriminalkommissär in diesem Streifen würde into sein oder herausgecuttet, obwohl stehst du in einer Einstellung unmittelbar neben dem Star, wurscht ob TV oder Film, und hat der Star was Gravierendes zu melden, egal ob Grimasse oder Wort, dann hast du mehr Chance aufs Rauskommen im Bild; ich stand bei meinem Dreh einen Seitenblickwurf nah bei Otto... Und doch, es ging mir am Premierentag wie jedem Kleindarsteller, man hat es seiner Mutter versprochen, die sitzt im Kino und dann kommt der Bub nicht – *die Schande.* Kurz: Man ist nervös.

In Emden relativ gesund angekommen, bildeten wir sogleich eine nach Berufsbild, Ideologie und solchen Sympathiemerkmalen ausgerichtete Gruppe, welcher Harry mit dem putten Otto, das wilde Paar Kahl, der Sohn des steinreichen Alternativ-Verlegers Lutz (»Kroth«) Reinecke und ein nicht genannt sein wollendes Mädl angehörten. So verfaßt strebten wir der Fußgängerzone Emdens zu, die ich, neben der Mittenwalds, Lauterbachs und Bad Hersfelds, zu den autofreiesten der Republik rechne. Während die andern beim Italiener bestellten, erstand ich in diversen Fachgeschäften die zur Herstellung eines Meinungsträgers notwendigen Materialien.

Gegen neunzehn Uhr, die Sonne verschwand überm Dollart Richtung England, Amerika, lenkten wir unser Erlebniskollektiv jenem Filmtheater zu wo Otto vor eineinhalb Jahrzehnten eine in der Nachkriegsgeschichte des deutschen Lachraums beispiellose Karriere begonnen. Hunderte von Gaffern, der einfache Handwerker neben dem schlichten Intellektuellen, der fortschrittliche Pastor neben dem unbekümmerten Popper, die dreiköpfige Kleinfamilie vom Land, das späte Feuilletonmädl aus der Stadt, alles stand aufrechten Gangs und harrte jener Dinge, die sich bei solchen Anlässen mit geradezu an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit zu ereignen belieben. Die gewißlich zwei Dutzend Fotografen und Fernsehleute (zwei Dutzend, das ist nicht übertrieben, stellen sie sich mal vierundzwanzig Leute vor die sind schnell beisammen, ich sag das nur, damit Sie mich nicht der Übertreibung zeihen) gewahr, schwor ich mir: »Tomayer, jetzt!«. Und in schamloser Egozentrik riß ich das an eine Tapetenleiste mit Reißzwecken applizierte 130-Gramm-Papp-Plakat hoch, auf dessen A-Seite ich mit Filzschreiber Kal. 5 mm gemalt »Boris go home – Bum Bum Otto« Auf der B-Seite aber grellte es devot-frenetisch: »Wildenroth grüßt Otto!« Wer Wildenroth ist? 1. Das bayerische Bethlehem und 2. meine Sekundärheimat. Im Nu zuckten die Blitze der Knipser, daß ich vermeinte, in ein donnerloses Gewitter geraten zu sein. Jedoch schon wenige Momente später, rungsum ein »Aa« und »Oo« und »Kuck«, lenkte der heranrollende Konvoi der Prominenz in Cadillac und anderem Kaviarblech (oder muß es richtig Blechkaviar heißen?) die Aufmerksamkeit von Publikum und Pressefreiheit auf sich. Denn da war er, Otto, und dem festlichen Tage die Reverenz tributierend, ausnahmsweise nicht in jenem auch ältere Herrschaften entzückenden »Schlabberlook« sondern in so Smokinghaftem, ja er trug gar einen Professor-Riesenhuber-Propeller vor dem Knorpel.

Wer sich auch in diesem Augenblicke der Lektüre noch fragen muß, wer denn die in Ottos reichlich Herzenswärme wie Haushaltsgeld spendender Nähe war diese zierliche, in eine freche, entzücken erzeugende Hollywoodkorsage und wie im Lot sitzende Nahtstrümpfe gesteckte junge Dame, deren liebliches Antlitz von einer Woge blonden Haares umspült, dem sei gesagt, Manou war es, Ottos guter Tschin, Lebens- und Liebesgefährtin ihm, seit ihrer mittleren Reife. Doch wieder zu Otto, der sich, kaum, daß ihm der Emdener Oberbürgermeister die Ehrenbürgerschaft der Stadt angetragen hatte, sogleich mit einer Dankesrede zu schaffen machte die sich auch sehen lassen konnte. Denn sind Kerle wie Dall oder Hallervorden Traktoristen des Humors, so kömmt Ottos Movens in der Frequenz eines flügelnden Kolibri daher. Schnell zog man sich schnell noch ein sauber gebrautes Jever rein, dann war es soweit und die Glocke rief das Kind zum Film. Ich nahm in der zehnten Reihe Platz und stutzte: »Die kennst du doch!« Richtig, »Pit« Knorr saß neben mir, und »Anzug« Eilert und »Humorgroßinquisitor« Gernhardt, der einst meine »Deutschen Gespräche« in der, »titanic« gefoltert (mein Dossier über die »Humor«-Leichen in Deinem Keller wächst, Robert!). Wohnten alle drei der Vorstellung bei. Warum aber auch nicht. Hatten schließlich am Drehbuch (vier Fassungen!) tapfer Anteil.

»Otto – der Film« – was für ein Streifen, was für ein Vademekum der guten Laune, ein Feuerwerk der gags, ein Flächenbrand des Scherzes, der perfekte Überfall auf das menschliche Zwerchfell. In Farbe! Und Cinemascope! Aber es kann, scheint's, der beste Komiker nicht in Ruhe blödeln, wenn es dem argen Kritiker nicht gefällt:

»Das Ganze ist zu vollgestopft mit Gags? Ja, herrschaftszeiten, H. G. Pflaum, Filmkritiker in der »Süddeutschen Zeitung«, was verlangst Du? *Weniger?* Und du, lieber Mathias Bröckers, der du in der »taz« der Kultur die Peitsche gibst, was muß ich lesen unter »Waalkes, Waalkes noch ein Weilchen«: Ottos Film sei ein Stück Versand? Und was wir eigentlich brauchten wär ein »ostfriesischer Woody Allen, ein Nationalphilosoph, über den man lachen kann« ... Nein, Mathias, was wir brauchen sind starke Gewerkschaften und eine todesmutige Sozialdemokratie und in jedes Kreiskrankenhaus einen soliden Nierensteinzertrümmerer, aber doch keinen ostfriesischen Nationalphilosophen, was solln wir denn mit dem? Und Pflaum nochmal? »Otto Waalkes Filmego ist, von Anfang bis Ende, der Unterprivilegierte, Minderbemittelte, der sich gegen eine überlegene Welt zu behaupten versucht«. Freilich, ein »Schwejk« ist er und die männliche »Mutter« von Brecht nach Gorki und Charlot in »Modern Times« und sieht er nicht sowieso aus wie Jeanne d'Arc, und deswegen hat ja auch der Vorsitzende der DKP Herbert Mies für Otto gutgesagt beim westdeutschen Proletariat und in Kürze läuft der Streifen in allen sieben Kinos Managuas auf spanisch an und gleich wird auch der Genosse Tschewardnadse über TASS sagen lassen, daß »Otto – der Film« die Interessen der UdSSR in Mitteleuropa nicht tangiert. Als ob Otto irgendwas anderes wäre als Otto, von vorn wie von hinten o-t-to... »Breitband-Gags für Sechs- bis Sechzigjährige«? Ja, Mathias, die »Otto GmbH (Nur so!) KG müßte doch dümmer sein als es die Police-Academy erlaubt, wenn sie nicht im Breitbandschürfverfahren gnadenlos die zeitgenössische Kohle abbauete. Wie denn anders als Cash/Carry, Joke/Mark und der Mann läuft halt nun mal wie Reißverschluß, Sicherheitsnadel, Einwegflasche, Windel, Briefmarke, Regenschirm. Nein, dies ist nicht die Stunde für einen Essay über die herbeigesehnsüchtelte »moderne deutsche Filmkomödie«, weil wir die nämlich gar nicht verdient haben. Nirgendwo ein »Taxidriver« in Sicht, geschweige ein solider RAF-Thriller. Aber eine »Filmkomödie« muß her, und ein ostfriesischer Jude namens Woody Waalkes alias Otto Allen, nur so zu, Herrschaften, und der Papst schickt uns den Exorzisten auf den Hals. Doch zurück zu Otto.

Und zu meinem Schwarm, denn, ja, ein Mädl spielt mit im Film, Jessika heißt sie, neunzehn Jahre, aus bestem Hamburger Kaufmannshause, vollbrüstig, eine Haut, aah, da seid ihr abgemeldet, Rackl Welsch, Ursula Anders, Broken Schiel, bei unsrer Jessika, dem new Frauleinwunder, diesem grandiosen Sieg über Magersucht und Feminismus.

Ich war dann doch nicht rausgeschnitten, und wurde gar vom Premierenfeiermoderator (herrlich! ein Schulfreund von Otto!) auf die Bühne gerufen, die ich, nachdem ich in den Saal gerufen, daß man meinetwegen doch kein Aufhebens machen sollte, habe doch das An- und Ausziehen jenes mich an Humphrey Bogart oder Peter Falk gemahnen sollenden Trenchcoatmantels länger gedauert als die Netto-Szene selber, mit bemühtem Herzklopfen und mit meiner über den Arm gelegten weißblögestreiften Jacke mit Rückenleiste betrat.

An dieser Stelle vielleicht etwas über das Gebaren der sogenannten 1. Garnitur der Schauspieler. Sie sichern, Platzhirschen gleich, wie auf der Leinwand auch auf der Verbeuge-Bühne ihr Revier, so daß sich der Kleindarsteller, ins Abseits gedrängt, vorkommen will wie der Asylant im fremden Land. Hier wären Verhaltensveränderungen zu innovieren, statt dauernd nach ostfriesischen Nationalphilosophen zu rufen. Ganz anders dagegen das den Abend krönende Bufett, vor dem alle gleich waren, freilich auch jene junge, gewißlich im achten Monat Schwangere, die ich, nachdem ich ihre Verzehrwünsche abgefragt (auf Lachs war sie aus und auf Aal, die Gute) mit bulligen Ellenbogen zum Abschnitt »Meeresfrüchte« der schlaraffenländlichen Tafel bugsierte, an »Mit«menschen vorbei, die Augen nicht hatten, um zu sehen und ein Gefühl für »Umstände« schon gar nicht.

Leider drohte der Abend, an welchem ich auch Ottos Eltern kennenlernen durfte, die der Künstler für die Eingangsszene des Films, leider, schade, schade, doubeln ließ, in eine Übernachtung zu Emden auszuarten, denn während der Kollege Kahl und ich schnell noch ein paar Flaschen Zehrung für den Weg nach Hamburg einsammelten, entwischte uns der Bus. Doch da fackelte Horst Wendlandt, Ottos Produzent, nicht lange und spendierte uns das Taxi, so daß also diese denkwürdige Reise nach Emden glücklich zu Ende kam und dieser objektive Bericht zu einer Zeit erscheinen kann, wenn der viermillionste Deutsche sein Scherflein zum ökonomischen Erfolg in diesem Zusammenhange beigetragen...

Konkret 09/85, S. 62

Corinne Schelbert

Neue Siege über Vietnam

Zehn Jahre lang gab die Niederlage Stoff nur für ein paar halbherzige Antikriegsfilme. Nun zeigt Hollywood den Schlaffis in Washington, wie der Krieg doch hätte gewonnen werden können. Jüngster Sprechproben-Scherz des Präsidenten: »Seit 'Rambo' weiß ich, was ich das nächste Mal zu tun habe.«

»Amerika liebt den Sieger und erträgt keine 'Verlierer'«, sagt George C. Scott als General im Film »Patton«. Was für den Zweiten Weltkrieg galt, gilt doppelt für den Vietnamkrieg, diesen Schandfleck der Nation. Verdrängen ist gut, verzerren ist besser, muß sich die Hollywood-Industrie nach einem zehnjährigen Moratorium und ein paar halbherzigen Kriegsproblemfilmen gesagt haben. Und läßt nunmehr ein paar verwegene Pfadfinder im Alleingang Kumpanen aus dem trüben Schlamm Südostasiens fischen: Wir haben unsere tapferen Boys wieder, und die Kinokassen klingeln.

Es war einmal ein Krieg, der war allen sehr peinlich. Obgleich man massenhaft Technologie und Manpower einsetzte, war er nicht zu gewinnen. Nach Jahren aussichtslosen Kampfes schrie das Volk »Win or get out!«, und man zog sich hastig zurück, überließ das Land den Verbündeten und nannte das »Vietnamization«. Da stürmte der Feind im Blitzkrieg heran' und die Verbündeten starben wie Fliegen. Doch wenigstens hatte man die eigene Haut gerettet. Zwei Jahre danach verkündete man einen Waffenstillstand und nannte ihn »peace with honor«, verließ ganz schnell und unordentlich die Stadt, die korruptionsgeschwächt unter dem Ansturm des Feindes wie ein Kartenhaus zusammenbrach. »The fall of Saigon«, nannte man das, denn das klingt gut.

Doch der Krieg war nicht so recht vorbei, zehntausende von Veteranen mit fehlenden Gliedern und kaputten Seelen strömten ins Land und erinnerten an eine Niederlage mit 58.000 Toten, 300.000 Verwundeten und 150 verpufften Dollarmilliarden. So verdrängte man dieses dumme Kapitel der Geschichte, jahrelang. Ein paar Bücher, ein paar Filme, einmal eine Fernsehserie »Vietnam: A Television History«, die in den Medien das Medienereignis noch einmal, Punkt für Punkt und Niederlage um Niederlage, durchging. Man redete ein bißchen darüber, diskutierte, monierte, doch zuviel wollte man davon nicht sehen. Aber der Krieg, verdrängt, war immer noch da. Zu etwas mußte er doch gut sein, man kann sich nicht ein Leben lang schämen. Da kam ein Präsident daher, der flößte dem Volk neuen Mut ein, denn er sagte: es war eine gerechte. Sache. Ein General strengte einen Prozeß- an gegen diejenigen, die behaupten wollten, er habe im Krieg nicht ehrenwert gehandelt.

Da schöpfte das Volk wieder Mut. Und zu guter Letzt kam auch die Kinoindustrie, die von Kriegen und Kämpfen lebt, und zeigte, daß nicht alles Schlappschwänze sind, entwarf ein Szenario von unentwegten Weißen, die feigen Gelben die Stirn bieten. Da war das Volk ganz still und schaute sich froh die Filme an.

Oder: Die wiederhergestellte Ehre. Hollywood hat sich mit einem unrühmlichen Krieg schwergetan, denn erstmals gab es keine Helden, nur Opfer, psychiater-reife Rückkehrer, denen man noch das Fachwort »post-traumatic stress disorder« nachwarf, um sie damit endgültig in den Sektor geschockter Unfallopfer abzuschieben und ihre Probleme der Demoralisierung und des verlorenen Vertrauens ins Vaterland nachhaltig zu entschärfen. Im Unterschied zum Weltkrieg und dem Koreakrieg gab das Vietnamdebakel keinen Stoff ab, höchstens für Antikriegsfilme, und die haben ja ein begrenztes Publikum. » *Who'll Stop the Rain«* vom Briten Karel Reisz enthielt eine dieser mühsamen pazifistischen Botschaften mit einem kaputten Vietnamveteranen. In den frühen siebziger Jahren war dann jahrelang Funkstille. Und ein bißchen Pech: Die Premiere des Films *»Limbo«* von 1973, der die Frauen von Kriegsgefangenen als nicht wahrgenommene Opfer des Konflikts porträtierte, fiel gerade mit der Rückführung der POW (prisoners of war) zusammen und niemand mochte an vergangenes Leid erinnert werden.

»Rolling Thunder« war ein bißchen massiv: Ein rückgekehrter Airforce-Offizier mit Folter-Erfahrung flippt vollends aus, als ihm ein paar mexikanische Einwanderer an Frau und Ersparnisse wollen und mäht sie, gestählt vom Vietcong, gnadenlos nieder. Neben der Brutalo-Message war hier die Aussage enthalten, daß die Rückkehrer ein ziemlicher Schizo-Haufen sind, doch attraktiv war beides nicht. *»The Boys in Company C«* denunzierte zwar aktionsgeladen die martialische Groteske in Südostasien, doch mit ihrem Slogan, »Um in einem kranken Krieg normal zu bleiben, mußten sie verrückt werden«, wärmten die Verleiher nur das alte Catch-22-Syndrom auf und hatten bei Kritik und Publikum kein Glück, ebensowenig wie das Kriegsdrama »*Go Tell the Spartans«,* in welchem sich Burt Lancaster als versoffener US-Militärberater eher peinlich als skandalös benahm und Actionszenen ebenfalls nur halbherzig in Angriff genommen wurden.

Die Kritik jubelte verhalten bei *»Coming Home«,* in welchem Jane Fonda dem querschnittgelähmten Ex-GI Voight wieder Liebe und Lebenslust beibringt, doch als dort einmal bittere Töne anklangen, unterschnitt man die Handlung mit dem melodramatischen Abgang eines ausgebrannten Offiziers in die Meeresfluten, dessen böses Ende seine bösen Taten wiedergutmachen sollten. Eher ein Invalidenfilm von der Sorte »Jane, I can walk! I can make real love!«, wie ein amerikanischer Kritiker anmerkte. Von *»Heroes«* hörte man fast gar nichts hierzulande, da durchstreifte 1977 ein

traumatisierter GI ziellos das Land und wurde vom Irrsein durch eine dümmliche Love Story bewahrt, die eigentlich keinen interessierte – außer unseren belämmerten Veteranen.

Ein Wunder, daß überhaupt ein paar Filme entstanden. Vor allem wenn man bedenkt, daß das Pentagon, welches weiland (1965) bei John Waynes Marine-Lobeshymne *»Creen Berets«* für die Kriegsszenen den Machern materiell und spirituell mächtig unter die Arme griff, bei späteren Kriegsfilmprojekten sich mit Unterstützung vornehm zurückhielt, da ihnen die versammelten Psychoprotagonisten doch etwas zu »unrealistisch« erschienen. Auch Francis Coppola mit seinem ehrgeizigen *»Apocalypse* Now«-Projekt blitzte ab – das Verteidigungsministerium sah damals wenig Grund, angesichts des »kranken Humors und der satirischen Philosophie« eines von Joseph Conrad und T. S. Elliot inspirierten Fiebertraums mit schrecklichen Episoden, welche den Krieg »in einem unrealistischen, ungünstigen Licht« zeigten, Kooperation zuzusagen. Worauf Coppola seinen säbelrasselnden Drehbuchautoren John Milius (der sich später als Rassist und Antikommunist prima classe mit »Conan, der Barbar« und »Die rote Flut« bei einem in erzkonservative Gefilde abgedrifteten amerikanischen Publikum revanchierte) des Amtes entledigte und den Vietnam-erfahrenen Journalisten Michael Herr (»Dispatches«/»An die Hölle verraten«) für die Dialoge herbeirief. Was ein kluger Entscheid war, denn ein paar Saigoner Depro-Szenen vertrug man in diesem grandiosen Kriegsschauspiel mit Wagner-umspülten Helikopterangriffen, bekifften Horrorszenen und Neon-umfluteten Playboy-Girl-Auftritten ohne weiteres: Coppola, der nie vorgab, einen Antikriegsfilm machen zu wollen, hat wenigstens großzügig gedacht .

Was man von Michael Cimino mit *»The Deer Hunter«* nicht sagen kann. Das war ein kleinkarierter Film um Opfermut, Soldatentreue und Männerbündelei in einem von asiatischen Quälern bevölkerten Dschungel, dessen virtuose Machart gar manchen über die penetrant larmoyante Botschaft hinwegtäuschte.

»The Deer Hunter« und »Apocalypse Now« ließ man sich gern gefallen, das waren über den Vietnamkrieg hinausgreifende, halluzinatorische Spektakel, bei denen die Macht der Mittel und der Talente so etwas wie einen »reinen Genuß« gestatteten. Beide Filme waren gewalttätig, und so klang bereits etwas an, worüber man sich im Nachhinein nur wundern kann, nämlich daß die seit je mit der Brutalität eng liierte Hollywood-Industrie so lange gebraucht hat, um schließlich doch noch einen Dreh zu finden, wie der Alptraum lukrativ zu gestalten ist: Mit handfesten Actionfilmen, die den Mythos von den GI-Schlaffis endgültig abschaffen und rundum beglückende Haudegen vorzeigen, die solo und ohne viel Federlesens post festum mit den Gooks**,** die immer so komisch plappern und wie aufgescheuchte Hühner herumrennen (das weiß man schließlich von der Tagesschau) ein für allemal fertig werden. Vielleicht, seien wir gerecht, herrschte ein paar Jahre in der Tat ein Tabu, wollte man eine Pflichtpause absitzen, bevor man sich, zehn Jahre nach My Lai, an harte, Rassismus und Kriegslust souverän integrierende Action heranwagte. Während der Carter-Ära schien die Zeit noch nicht reif, doch nach dem demütigenden iranischen Geisel-Drama und nach dem überraschenden Kassenerfolg von *»First Blood«* (inzwischen zu »Rambo I« avanciert) war die Periode des Schämens endgültig vorbei, umso mehr, als nun ein Präsident auftrat, der sich offen zu imperialistischen Gesten bekannte und beim Kommandoeinsatz auf Grenada auch gleich zeigte, wie man kurz und gezielt mit einem unordentlichen Haufen Aufständischer fertig wird.

Die Nation hat damals aufgeatmet, und das Kino hatte seine Helden wieder. Die kündigten sich zuerst an in Gestalt Sylvester Stallones, der kriegsgeschädigt und dennoch körperlich fit in einem erstaunlichen Amok mit all denen aufräumte, die seine Ansichten von der historischen Notwendigkeit und moralischen Berechtigung des US-Einsatzes in Vietnam nicht teilen wollten. Die Cops, die den langhaarigen Irren für einen Hippie hielten, jagten ihn unbarmherzig und sandten ihn ins Straflager. »Rambo I« war, wie die amerikanische Kritik herausstrich, so konzipiert, daß sowohl Falken wie Tauben zufrieden sein konnten, Jung und Alt strömten denn auch ins Kino, um Stallones phantasievolle Killermethoden zu goutieren.

Der Psychotiker von gestern ist nun dank des Kassenerfolgs zum muskelgestählten, schmerzunempfindlichen Supermann umgestylt worden, der in *»Rambo II – Der Auftrag«* nichts weniger als die nationale Ehre wiederhergestellt und auf dessen unzimperliche Methoden beim Zurückholen der Kumpanen sich inzwischen auch schon der Präsident der USA neidvoll berufen hat. Diesmal ist die, etwas verspätete, Rechnung voll aufgegangen: Der Film hat in den USA seine Produktionskosten ein paar Tagen eingespielt und wird an der Kasse wohl bald die hundert Millionen Dollar-Schallgrenze durchstoßen, vor allem dann, wenn er seinen sorgfältig vorbereiteten Siegeszug durch Europa angetreten hat. Jedenfalls sitzen die Promotoren schon in den Startlöchern.

Und der Auftrag? Kriegsgefangene, verschwundene Soldaten heimzuholen, kurz MIAs (Missing in Action) genannt, von denen es nach der gängigen Saga noch einige in Laos und Vietnam geben soll, zurückgehalten von rachsüchtigen Regimes, die mit diesen Wracks wohl noch ein paar Dollars von den Amerikanern herauspressen wollen, nachdem schon ein authentischer Colonel Gritz seit 1970 verschiedentliche von der US-Regierung leider nicht gebilligte und zuletzt erfolglose Versuche zur Rettung dieser Geistergefangenen unternommen hatte. Obgleich bei aller Anstrengung nichts Handfestes bei diesen Übungen herauskommen will, lebt die Legende von den Überlebenden weiter. Im amerikanischen Presseheft zu »Rambo: First Blood Part II« werden denn auch feierlich Daten und Aktionen aufgezählt und scheinheilig der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß der Film eine Kontroverse um und somit Hilfe für die MIAs auslösen möge, damit ein

»wiedererwachtes amerikanisches Gewissen die endgültige Antwort zutage fördere«. Alles Quark, wo doch jedes Kleinkind weiß, daß Sylvester fünf Monate lang Dauertraining für seine Muskeln veranstaltet hat, um als gleißender und strotzender He-Man zum Jubel aller mit nacktem Oberkörper und ein paar Messern und Pfeilen im für Vietnam Ersatz bietenden mexikanischen Dschungel die Kollegen aus den Klauen der asiatischen Folterknechte und ihrer sowjetischen Helfershelfer zu befreien.

Denn dies ist nach *»Uncommon Valor«* und *»Missing in Action«* bereits der dritte Film, in welchem Leinwandstars (zuvor Gene Hackman, Chuck Norris) mit fremdenlegionsähnlichen Expeditionen in der grünen Hölle fündig zu werden hoffen und grausam an allen, die sich ihnen in den Weg stellen, Rache nehmen.

Wenn man jemals von einer Ersatzhandlung im Kino sprechen konnte, dann hier. Die Traumfabrik in höchster Vollendung. »Sir, gewinnen wir diesmal?«, fragt griesgrämig Rambo II zu Beginn seinen Guru, den Colonel, der ihn für einen Spezialauftrag aus dem Steinbruch herausholt. Aber ja doch, wobei Stallone, hier darf man seine »Rocky«-Volksheld-Allüren nicht unterschätzen, nicht nur die Schlitzaugen in einer beispiellosen Enthemmungsaktion tot macht, sondern sich auch gegen die diffuse Obrigkeit stellt, welche bloß Fotografien vom Sträfling wollen, die das Gegenteil beweisen sollen, nämlich daß es keine POWs mehr gibt. So ist in »Rambo II« jetzt endlich die Dolchstoßlegende perfekt, die sich seit langem in den USA anbahnte und die wohl nur im Kino so richtig eingängig präsentiert werden kann: Die Lahmärsche und Zögerer im Weißen Haus, Senat und im Abgeordnetenhaus, die nie zum voll Durchgreifen den Mut hatten, haben den US-Bürgern eine demütigende Agonie eingebrockt (schließlich hatte man die Atombombe, und Kissinger dachte in Kambodscha auch ganz fest daran). Nein, Vietnam wurde wahrlich nicht auf dem Schlachtfeld verloren, urteilt man nach »Rambo II«. Da sagt man den Russen trutzig »Fuck you« und haut den Orientalen das Messer in die Brust, zuletzt auch noch den paar Yankee-Verrätern. Jetzt ist endlich wieder was los auf der Leinwand, die Sensibleren können ja weiterhin bei Paul Hardcastle und seinem weinerlichen »19«-Getue samt den im Video-Clip zügig präsentierten, beim TV-Network ABC eingekauften Kriegsdokumentaraufnahmen bleiben und zu kräftigem Synthie-Sound die geopferten Teenager betrauern. Was dem einen die Kinohitparade, ist dem andern die Pop-Chart.

Konkret 09/85, S. 67

Christel Dormagen

Rosemarie Nitribitt

Mit ihrem Namen verknüpft sind die noch immer gehenden Fünfziger-Jahre-Themen: Geld und Sex, Gewalt und Politik, Glück und Tod. Von den reinen Mythen der PKW-Hetäre zehrt die Revival-Kultur. Buch und Film zirkulieren wieder, und das TiWi ist mit einer »eigenen Geschichte« zur Stelle

Der Skandal

»Wir haben es seinerzeit nicht für notwendig gehalten«, schrieb am 13.2. 1958 die »Bild-Zeitung« in einem extra eingerichteten Kommentar, »unsere Millionen Leser des langen und breiten über das fragwürdige Leben dieser Frankfurter Lebedame zu unterrichten, nachdem diese ein gewaltsames Ende gefunden hatte«. Am 7.2. war aber nun ein möglicher Täter verhaftet worden; und mit jener zitierten Selbstwürdigung stieg das Blatt in den öffentlichen Wettbewerb um das seinerzeit verschlafene Ereignis ein. Am 1. November 1957 war die 24jährige Prostituierte Rosemarie Nitribitt mit einem Seidenstrumpf erdrosselt in ihrem Frankfurter Apartment gefunden worden. Zu der Zeit hatte über Tage und Wochen die Polarhündin Laika im Sputnik durch Weltall und »Bild« gekreist. »So lebte und starb Raketenhund Laika« vorne, während hinten – als historischer Zufall – der Fortsetzungsroman »Das Mädchen Romarei« lief, bis sich im Frühjahr 58 dann Laika und Rosemarie Nitribitt schwesterlich den Titelseitenplatz mit dem Wurstskandal (»Nitrit im Fleisch«) teilen.

Die benennbaren Mordfalldaten zum Skandal waren – und sind es bis heute – vergleichsweise mager.

Die Fakten

Die 1933 in Düsseldorf unehelich geborene Rosemarie Nitribitt wird mit 15 Jahren zum erstenmal im Frankfurter Bahnhofsviertel aufgegriffen. Sie macht später eine Mannequin-Ausbildung, ist in verschiedenen Städten als Buffetfräulein und Tischdame tätig, bis sie schließlich in jenem rotgepolsterten schwarzen Mercedes-Coupé 190 SL in Frankfurt straßenbekannt wird. Sie zieht im März 56 in die Stiftstr. 36, über einen Kinopalast, ist dort telefonisch u. a. als »Gräfin Mariza« und »Rebecca« dienstlich erreichbar, wird vermutlich am 29. Oktober 57 ebendort ermordet und hinterläßt, neben etwa 120.000 Mark Vermögen, ein schwarzes Notizbuch, das – außer wenigen Namen und Telefonnummern – angeblich vor allem sorgfältig Einnahmen und Ausgaben verzeichnete. Im Februar 58 wird ihr Bekannter, der Handelsvertreter Heinz Pohlmann, verhaftet; Ende Dezember 58 aus der Untersuchungshaft entlassen, im März 60 erneut des Mordes angeklagt und Mitte Juli desselben Jahres in einem Indizienprozeß wegen Mangels an Beweisen freigesprochen. Ihr Grabstein in Düsseldorf trägt die Inschrift: »Nichts Besseres darin ist denn fröhlich sein im Leben«.

Öffentlichkeit

Rosemarie Nitribitt wird nach ihrem kurzen Leben als öffentliche Person zu ihrem zweiten und eigentlichen Leben im Besitz der Öffentlichkeit erweckt. Sehr schnell lassen nämlich ihre beachtlichen finanziellen Verhältnisse die Vermutung auftauchen, zu ihrem Kundenkreis hätten bekannte Persönlichkeiten aus Wirtschaft und Politik gehört. Der Angeklagte Pohlmann, so heißt es, sei nur ein von einem Unbekannten gekaufter Strohmann, der stumm den Prozeß absitze. Mit 50.000 Mark soll außerdem eine Illustrierte dieses Schweigen erkauft haben, um den Angeklagten später ausschließlich für sich sprechen und in einem Film auftreten zu lassen. Zwischen »Stern« und »Quick« entbrennt ein Kampf um die wahrere Geschichte. Der »Stern« ist gegen Pohlmann, die »Quick« nimmt für das unschuldige Double Partei und jagt mit Deutschland den wahren Täter: »Der Mörder ist unter uns ! « Angeblich mußte diese Jagdserie mittendrin abgebrochen werden, weil die Großindustrie der Illustrierten schlagartig die Inserate entzog.

Der »Spiegel« nimmt, in gewohntem Spott, eher sprachlich von Person und Ereignis Besitz und findet zur Formulierung von der »teilalphabetisierten sexuell ambivalenten PKW-Hetäre«. »Dreimal täglich Nitribitt macht auch den alten Opa fit«, reimt damals das Volk und findet sich in unbefangenerer Verklemmtheit in dem Ereignis zurecht. Man gab allen immer schon kursierenden sexuellen Witzen einfach jenen zeitgenössischen Namen: »Warum ist der Sarg der Nitribitt dreieckig? – Weil man nach dem Tod ihre Beine nicht mehr zusammenkriegte«.

Und auch die Geschäfte ließen sich mit jenem Reizwort beleben. 1957 gibt es auf dem Frankfurter Weihnachtsmarkt Lebkuchenherzen mit der Zuckergußaufschrift »Nitribitt II« zu kaufen.

Die Bilder

Schneller noch als die Herzenhändler handeln die Verbilderungs-Kaufleute. Zwischen dem 5. (also vier Tage nach Bekanntwerden des Mordes!) und dem 15. November 57 gehen vier Titelanmeldungen zum Leben der Nitribitt in das Filmregister der Freiwilligen Selbstkontrolle Wiesbaden ein. Darunter einer vom Journalisten Erich Kuby. Er schreibt das Drehbuch »Ein Mädchen namens Nitribitt«. Im Mai 58 beginnen die Dreharbeiten, nachdem der Titel kurz vorher in »Das Mädchen Rosemarie« umgeändert worden ist, – aus Besorgnis, eine Verwechslung mit dem zeitgleichen Nitritwurst-Skandal könne bei der Bevölkerung zu »innerem Widerstand« (Kuby) führen. Nach Fertigstellung des Films zum Leben

schreibt Kuby unterm selben Titel das Buch zum Leben, das sofort in 17 Sprachen übersetzt wird. Parallel dazu und später prozeßbegleitend erscheinen Artikel und Serien in den Medien. »Ein Name wie Sprengstoff ! « Und dann – großer Schnitt in die 1985-Jetztzeit – ereignen sich in zufälliger Parallelität drei oder mehr Dinge. Der alte Film mit Nadja Tiller kursiert wieder in den großstädtischen Programmkinos. Das inzwischen vergriffene Buch von Kuby wird im Konkret Verlag wieder aufgelegt. Die Nordkette der Dritten Fernsehprogramme kündigt für den 30. September in der Dokumentarreihe »Die eigene Geschichte« den Film »Die Geldverleiherin« an, dessen Inhalt unübersehbar, wenn auch verschlüsselt auf die Nitribitt-Story anspielt. Das Drehbuch hat auf Wunsch des Regisseurs Horst Königstein der Schriftsteller Bodo Kirchhoff geschrieben. Seine Erzählfassung erscheint demnächst bei Suhrkamp: Marie, jetzt Geldverleiherin, bekommt Besuch von einem ehemaligen Kunden. Die beiden reden sich in ein pathetisch-exaltiertes Ritual von Vergangenheitsbeweinung hinein. Und das beobachtet, zufällig und heimlich, ein junger armer Schriftsteller, vom Drehbuchautor selber gespielt, der seinen Augen nicht traut, sich einem Geheimnis auf der Spur glaubt und – in Ermangelung von Papier – die erlauschten Details auf den zunehmend entblößten Körper notiert. Und natürlich verschwitzt er die Notizen beim erregten Eingreifen in die Geschichte, die auch ein verschlossenes Hinterzimmergeheimnis besitzt.

Fürs Nachinterpretieren bieten diese doppelt gespiegelten Voyeurs- und Verkehrsmetaphern, wie man sieht, reichlich Material. Von der ödipalen Triangulation über die Geld-Liebe-Equivalenz bis zur Impotenz schriftstellernden Schmarotzens am Leben.

Interessen

Der Nebenrollenfreund hat an seiner berühmten toten Bekannten verdient. Die Illustrierte hat an dem Verdächtigen verdient. Der Autor an der Story. Die Filmgesellschaft hat an dem Sex-and-Crime-Gerücht verdient (mit acht Millionen Zuschauern), und der Nachbesitzer des SL 190 an der Aura des Wagens. Und die Mutter der Toten hat, vergeblich aufs sagenhafte Erbe gehofft. Die einen erwarten sich etwas aus ihrer Verbindung zu jenem Namen; andere beklagen diese Verbindung und lassen sich deren Leugnung etwas kosten. »Wir haben uns genötigt gesehen, die Einbeziehung einer Aral-Tankstelle in die Spielhandlung des vorstehend genannten Films zu beanstanden, da sie geeignet ist, den Ruf unseres Unternehmens und der von uns vertriebenen Markenwaren herabzusetzen« schreibt das Aral-Unternehmen 1958.

Und jetzt hofft die Gegenwart an der Vergangenheit zu verdienen.

Mythen

Sie hatte einen weißen Pudel »Showing« und Chippendale-Möbel; einen echten Nerzmantel und Modellkleider; wertvollen Schmuck und Bündel voll Geld, die in der Wohnung herumlagen; eine Musiktruhe und ein Monatseinkommen von mehr als 11000 Mark; elfenbeinfarbene Telefone und drei Sparkassenbücher; 35 Paar Schuhe mit Pfennigabsatz und eine Zweizimmerwohnung- sie war geizig und großzügig, arbeitsscheu und materiell gesonnen; sie konnte nicht kochen und war beschränkt; sie aß nur Reisbrei und lebte in Saus und Braus; sie sprach Fremdsprachen und konnte kaum schreiben; sie war ordinär und intelligent; sie war eitel und im Tod geschminkt. Sie liebte junge dunkelhaarige Männer umsonst, und Frauen liebte sie sowieso. Sie war DIE NITRIBITT.

Das Geheimnis

Der Mord hinterließ ein Geheimnis. Und jener Name vermag es immer wieder neu zu erzeugen. Nennt man diesen Namen in Frankfurt, so erzählen die Leute, es habe damals Frankfurter Juden gegeben, die an der Stadt Rache geübt hätten. Sie wollten »die Stadt ausbluten lassen«, so weiß das Gerücht. Das andere ebenso folgenlose stammt von Erich Kuby. Sein Buch hatte den Verdacht ausgestreut, Rosemarie Nitribitts Geschäfte hätten sich ausgeweitet zu einer Industriespionage-Affäre, in die auch der Geheimdienst verwickelt war. Ein Teil ihrer Freier sei an einem geheimen Regierungsprogramm für Raketenbau beteiligt gewesen – und das kurz nach der Remilitarisierung der Bundesrepublik.

Die Sehnsucht/ La Nostalgie

In den 70er Jahren war die Nitribitt vergessen. Prostitution war zwar noch Ausdruck bürgerlicher Doppelmoral, kapitalistischer Ausbeutung und weiblicher Unterdrückung – aber die Hoffnung auf den kurz bevorstehenden Schritt in die geschichtliche Richtigkeit war verschwunden. Trotzdem war der Blick in die Vergangenheit noch ein politischer, nicht ein modischer. Heute, 1985, ist ein gestylter Nitribitt-Auftritt wieder denkbar. Jenes runde, blondumlockte kleine Damengesicht und ihre Seidenstrumpf- Anthrazitkostüm- und Stöckelschuh-Staffage mit Angeberauto sind nicht mehr vorbei und vergangen. Nichts ist altmodisch-unmodern, allenfalls out und langweilig. Das ist bekannt. Denn das Vergangene ist nicht mehr eine in desaströser oder progressiver Logik vollzogene Ereignisfolge, die sich begreifend nachvollziehen läßt. Geschichte wird nurmehr auf ihr Styling hin betrachtet, als blankes Ausstattungs-Reservoir. Alle Epochen des 20. Jahrhunderts stehen zur imitatorischen Ausbeutung zur Verfügung. Von Gatsby und Djuna Barnes bis zu Peter Kraus und Kim Novak ist jedes Outfit schick. Nicht einmal Kai Fischer wäre im Ernst daneben. Von Reisezielen, Automarken, Eßritualen und Musikvorlieben zu schweigen. Wer wollte entscheiden, ob mit Trabant nach Mallorca und Heino im Recorder das Letzte ist. So oder so.

Rückwärts in die Geschichte.

Nie war sie so wertvoll wie heute. Die sogenannte Heimatwelle wie die Ethnologie historischer Alltagszeichen, all die Visualisierungen von Preußen, China und vatikanischen Kirchenschätzen haben da ihren Ursprung, ebenso wie der bestsellernde Geruchskrimi und die xte Kulturgeschichte der Sinnlichkeit bzw. des Körpers. In chaotischer Gleichzeitigkeit werden die bloßen Formen von Vergangenheit belebt, die leeren Hüllen der Geschichte präsentiert.

»Ich hab' keinen Hunger, mir ist nicht kalt – ich will zurück nach Buchenwald« (Klograffiti 85). Um die lähmende Leere der Immergleichheit zu füllen, um Bewegung in das stillgelegte globale Büro zu bringen, beugen wir uns panisch nach rückwärts in die Zeiten, in denen Tod noch Tod; Glück noch Glück; Gewalt, Sex und Abenteuer noch ebendiese schienen. Hundertundeine Ausstellung, Neuauflagen, Wiederentdeckungen, Comebacks. Revivals wollen Kontinuität und Tradition simulieren, Entwicklung und Sinn nachweisen, die Hoffnung auf eine andere, oder vielmehr überhaupt eine Zukunft beschwören. Der Nierentisch rettet vom Restaurationsfieber aber weder das Fieber noch die Restauration hinüber ins Heute.

Der Eindruck verdichtet sich, wir hätten den Austritt aus der Geschichte schon vollzogen. Sie wird zur Prostituierten der Mode, und wir haben die freie Auswahl. Nur daß demnächst das Revival einer Epoche die reale kreuzen wird: Wenn in der Chronologie der Moden zur Zeit gerade die 60er hochgeholt werden, müßte doch – wachsende Beschleunigung eingerechnet – spätestens zur Jahrhundertwende das Imitat über das Original hinausgestürzt sein; bzw. beide werden ununterscheidbar sein, das Synthetische und das Echte. Und das bedeutet den Tod der chronologischen Zeit. Immer ist jetzt.

Der Name

Die ermordete Rosemarie Nitribitt bietet in diesem zeit- und raumverlorenen Wiederbelebungskonkurs einige wichtige Vorzüge. In ihrer Person verknüpfen sich die immer noch begehrten Fünfziger, die immer noch gehenden Themen Sex und Prostitution, der ewige Reiz von Gewalt und Politik und der Glanz des Geldes zu einem schönen Ereignis. Und dieses Ereignis hat einen Namen. Eben den ihren. Prostituierte führen üblicherweise nur fiktive Funktionsvornamen, die Modell-mit-Telefonnummer-Seiten in den Tageszeitungen belegen das. Christine Keeler erhielt in den 60ern nur ihren echten Namen, weil der Minister Profumo ihn ihr gab.

Dem eigenen aufgeklärten Mittelstands-Sex sind heute so gründlich die Leviten gelesen und ständig wechselnde Vorbilder angedroht worden, es ist ihm so aussichtslos, mit dem immer schneller wechselnden endgültigen Glück Schritt zu halten, daß wir hoffnungsvoll einen Blick in die Welt der alten bösen Lust tun. Die Akkumulationsformen des Geldes sind inzwischen so undurchsichtig und abstrakt geworden, daß uns die anschauliche Vorführung des alten: Sünde ist teuer – fast schon zufrieden macht. Und die leibhaftigen Stars von damals, die unseren erotischen und identifikatorischen Imaginationen Flügel verliehen, sind ersetzt durch medial durchorganisierte weibliche Anlagenobjekte. Da ist ein Blick auf die bundesrepublikanische Halbwelt-»Gina nazionale« schon tröstlich.

Der Zugewinn

Die in Aussicht gestellte Wiedererregung durch den Skandal von damals: hat sie nun wirklich hohe Persönlichkeiten des In- und Auslandes...? Warum sonst wurde ihr Notizbuch verheimlicht, warum sonst der Angeklagte freigelassen? ... diese Erregung belebt noch einmal den Traum vom Fieber der Fünfziger. Der nostalgische Blick trennt die Welt noch einmal in Gut und Böse. In Rosemarie Nitribitt verbildert sich noch einmal sinnfällig die rührende Vorstellung von der Korruption in Wirtschaft und Politik. Indem die Prostitution einen individuellen Namen mit einem daran angewachsenen individuellen Charakter erhält, ein Leben und einen Tod, wird sie wieder zum Geheimnis, zur düsteren Gegenwelt jenseits eines Abgrundes. Während sie doch heute einen ganz normalen Teil des ganz normalen Lebens bildet, mit speziellen, gesondert zu behandelnden Einzelproblemen: der Schulmädchenprostitution etwa oder dem Fixerinnen-Strich.

Der Name Nitribitt befördert noch einmal die Männerlust-Fiktion, daß die Prostituierte nicht ein arbeitender Partialkörper ist, sondern die unverwechselbare Frau, die nur für ihn, den einen, da ist. Ihr Name trennt noch einmal die hohe von der niedrigen Gesellschaft, das redliche vom unredlichen Geld.

In dieser Frau mit ihrem echten Vornamen und dem unwiederholbar echten Nachnamen wird Geschichte selber käuflich. Im 1985er Remake dieses Namensereignisses können wir endlich die eigene Vergangenheit vögeln. So wie damals sie das Wirtschaftswunder höchstpersönlich gevögelt hat und wie umgekehrt die 1957er Neureich-Society das flinkste Wirtschaftswunderkind gevögelt hat.

Nachsatz

Die jeweilige Beschaffenheit und Qualität der Revival-Produkte ist da eigentlich gleichgültig. Wie gesagt, der alte Bett- und Polit-Thriller wird wieder zu kaufen sein; und beiläufig läßt sich aus dem, was dort steht, und der Furore, die das machte, ein atmosphärischer Befund der Mitfünfziger interpolieren. Der Verleih des gleichalten Films »Das Mädchen Rosemarie« hielt ebenfalls die Zeit für eine Neuzirkulation reif. Und man kann – eher unfreiwillig – in Augenschein

nehmen, wie die Kälte des Nachgestellten und die Hitzephantasien von Erotik zwei verschiedene Dinge sind. Aber die Geschichte der Nitribitt ist ja auch eine Geschichte der Geschäfte und des Geldes und nicht eine der Leidenschaften.

Konkret 09/85, S. 70

Frieda Geier

Mutti, Mutti! - Er hat überhaupt nichts zu bohren

Kinderzähne – kaum da, sind sie schon wieder weg. Zerfressen von Zucker. Und den gibt's reichlich und reichlich früh. Zum Beispiel im Fertig-Tee aus der Flasche. Über dessen höhlende Wirkung streiten sich Moritz, 5, und Milupa.

Armer Moritz, deine Zähne! Sie sind nicht bloß schlecht, nein, sie werden mit Anwaltspost hin- und hergereicht als unstreitig und streitig und nicht der Rede wert.

Elf sind nicht der Rede wert. Von ihnen steht in den Schriftsätzen, man brauche kein Wort zu verlieren über sie. Sie sind nämlich gesund.

Die vier vorderen Schneidezähne im Oberkiefer sind unstreitig. Und das, obwohl über sie am meisten gestritten wird. Unstrittig allein ist, daß sie weggefault sind, einfach nicht mehr da.

»Wo sind denn deine Zähne?« Eine besonders beliebte Frage – und nicht immer hat Moritz so souverän geantwortet wie in einem Restaurant in Wilhelmshaven. »Die sind schwimmen gegangen«. Das war gut gelogen, aber baden gegangen stattdessen wäre nicht korrekter, wenn auch trefflicher gewesen.

Diese Zähne waren kaum da auch schon wieder weg. Angefressen und weggefressen von Karies. Geblieben sind nichts als vier Stummel im Kiefer. An diesen Zähnen läßt sich nicht herumdeuteln. Sie sind unstreitig, denn sie sind passe.

Und die Streitigen? Richtig gestritten wird um sie nicht. Sie stehen, fünf an der Zahl, noch da. Aber wie? Das ist eine Frage, bedeutsam genug, daß Gelehrte sich mit ihr befassen. Sind diese Zähne nun von Karies befallen oder nicht oder waren sie es gar und sind schon wieder gesund oder krank? Der Zustand, in dem diese sich befinden, ist streitig.

Aber mehr als um die Frage, ob außer den unstreitigen Vieren noch weitere Zähne vom Zahnfraß gepackt sind und in welchem Ausmaß, wird darum gerungen, wer Schuld hat an dieser Misere, die Moritz so häufig auf die gar nicht sanften Dentistenstühle zwang, oft als Notfall, ja mit einer geradewegs verblüffenden Vorliebe für Wochenenden und Feiertage. Wer also ist verantwortlich für die Schäden? Für die aktuellen? Für die absehbaren? Für die unabsehbaren? Dieser Frontzahnkaries, so die einen, sei eindeutig auf den Genuß von gesüßtem Fertigtee der Firma Milupa zurückzuführen, diesem Fencheltee, den Moritz von Januar bis November 1981 aus der Pulle zu trinken bekam, und das reichlich, bei Tag und auch nächtens, wenn er keine Ruhe fand und nuckelnd selbst im Schlaf.

Eben, sagen die anderen. Zu reichlich und dann noch aus der Saugerflasche. Die Mutter habe sich damit über die Packungsanweisungen und über jede Vernunft hinweggesetzt, und wenn der Tee überhaupt etwas mit der Zahnfäule zu tun habe, so läge es, bitteschön, am »exzessiven Gebrauch« und an der »Form der Verabreichung«, nicht aber am Tee. Das Produkt der Firma Milupa nämlich sei unbedenklich, bedenklich aber die Erbmasse der Mutter – »alle Frontzähne im Oberkiefer sind überkront« – und die »für unseren Kulturkreis ungewöhnlich lange Stillzeit von 11 bis 12 Monaten«.

Was die Form der Verabreichung angehe, so wieder die einen, habe Milupa nicht nur nicht gewarnt vor dem Tee aus der Pulle, sondern den Tee in der Pulle gar anempfohlen, und an Tee, Fläschchen und Schnullern nicht schlecht verdient.

Da es bei dem Streit um Moritz' Zähne um Schadensersatz und Schmerzensgeld geht, der Streitwert liegt bei 50.000 Mark, befinden wir uns vor Gericht, in diesem Fall bereits in der Berufungsinstanz, dem 16. Zivilsenat des Oberlandesgerichts Frankfurt.

»Bitte nehmen Sie Platz«.

Moritz neben seinem Anwalt.

Hinter Moritz steht seine Mutter.

Und hinter Milupa?

Milupa hat einen distinguierten Herrn in Grau und eine Dame in Beige abgestellt. Sie machen in der Verhandlung artig Notizen und tauschen beizeiten Blicke mit ihren Anwälten. Zwar sitzen sie, wie du und ich, unter den Zuhörern, doch hinter ihnen steht zu hundert Prozent die Gruppe Quandt und das sind noch gut und gerne einige Prozente von BMW und Mercedes Benz und was sonst nicht alles.

Einspruch, Hohes Gericht. Es tut nichts zur Sache, ob Milupa eine Tochter der Quandtgruppe ist und welche Anteile das Unternehmen sonst noch besitzt.

Dem Einspruch muß stattgegeben werden, denn vor Gericht, da sind sie alle gleich, auch Milupa und Moritz, doch eben nicht gleich genug, um gleiche Chancen zu haben und das besonders in einem Verfahren wie diesem, in dem ein Verbraucher gegen eine Firma oder gegen einen ganzen Konzern um die Haftung für ein Produkt streitet.

»Privatgutachten zu kaufen und 'wissenschaftliche' Artikel zu lancieren«, so der Frankfurter Rechtsanwalt Christoph Kremer, »kann für Produkthaftungsprozessse zumindest in den Fällen als typisch angesehen werden, in denen der beklagte Produzent um ein von ihm gepflegtes Image fürchten muß, weil der Produkthaftungsstreit die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf sich zieht.

Den Gutachten kommen somit in Produkthaftungsprozessen besondere Bedeutung zu. Die Sachverständigen finden die Urteile, die die Richter dann sprechen. Das liegt daran daß der Sachverstand der Richter zur Bemessung des Rechtsstreits nicht hinreicht, sie sich mit dem Sachverstand von Experten behelfen (lassen) müssen, und in der Regel gewinnt die Partei, die den größeren Sachverstand aufbieten kann oder ihn sogar für sich zu beeinflussen weiß.

Dabei ist der Unternehmer deutlich im Vorteil. Er kennt, als Hersteller, das Produkt in- und auswendig, er verfügt mit seinen Forschungsabteilungen über Produktionsmittel an Wissenschaft, die im Zweifel maßgeschneiderte Erkenntnisse liefern, er hat die Kanäle, um diese Erkenntnisse über Fachpublikationen und wohlgesonnene Wissenschaftler dann auch in den Prozess einzubringen. Da wird, wenn es sein muß, eben Wissenschaft produziert, um ein anderes Produkt, und sei es gesüßter Fertigtee, zu schützen.

Aber auch im Verfahren selbst sind die Beklagten in der strategisch günstigeren Position. Sie können sich erst mal abwartend in die eigene Hälfte zurückziehen. Der offensive Part ist von der Rechtsprechung dem Verbraucher, also dem Opfer, zugewiesen. Er muß beweisen, daß

1. das Produkt fehlerhaft war, fehlerhaft oder mißverständlich die Instruktion

2. zwischen Produkt und Schaden Kausalität besteht, im Falle Moritz die Karies ursächlich auf den Genuß von Milupa-Fencheltee zurückzuführen ist und auf nichts anderes und

3. der Hersteller, Milupa, schuldhaft gehandelt hat, es also hätte besser wissen müssen.

Da läßt sich mit der Potenz eines Konzerns, der Mannschaft von Wissenschaftlern aus eigenen Labors, geschmierten Zugängen zur Fachpresse und wohlgesonnenen Sachverständigen getrost abwarten und ganz gut kontern.

All das interessiert Moritz einen feuchten Kehricht. Er will wissen, warum er nicht in diesen fahrenden Schrank springen darf im Treppenhaus vom Gericht. Gegen einen Paternoster – mal ehrlich, was ist ein Gerichtsverfahren schon gegen einen Paternoster? Sieht der nicht aus wie vom Rummelplatz? Die Erwachsenen geben sich alle erdenkliche Mühe, doch die Erklärung, die das Verbot für Kinder akzeptabel machen würde, die gibt es nicht, nicht für Moritz. Der ist fünf Jahre alt.

Draußen rotiert ruckelnd der Paternoster und drinnen? Die Richter sitzen über vier Gutachten mit widersprüchlichen Erkenntnissen, allesamt wissenschaftlich gesichert, was sonst, und das Verhältnis zwei für Moritz, zwei für Milupa ist alles andere als für die Recht-Sprechung günstig.

Was also tut ein Gericht in dieser Lage? Besinnt es sich darauf, daß es, was die rechtliche Würdigung betrifft, Gutachten unterschiedlicher Qualität gibt? Daß nur Gutachten beweiskräftig sind und damit verwertbar, ja daß sie nur dann überhaupt Sachautorität haben, wenn sie von einem autorisierten Sachverständigen stammen, einem »Gehilfen des Richters«, wie das Gesetz ihn definiert?

Zu »Gehilfen des Richters« berufen sind Professor Dr. Schmidt (Marburg) und Professor Dr. Wetzel (Gießen). Sie untersuchen die Zähne und bejahen beide die Frage nach der Kausalität, jawohl es bestehe ein ursächlicher Zusammenhang zwischen dem Genuß von Milupa-Fencheltee aus dem Saugerfläschchen und dem zerstörten Gebiß.

Da sind die beiden anderen Sachverständigen, von Milupa bestellt, nicht vom Gericht autorisiert, aber ganz anderer Ansicht. Herr Dr. Bier-Katz (Berlin) nimmt sich das Gutachten von Prof. Wetzel vor, »zerreißt's«, so Richter Schulz, »in der Luft« und macht einen prädisponierten Zahnschmelz für die Karies bei Moritz verantwortlich. Professor Fesseler (Mainz) wiederum sieht multikausale Zusammenhänge als ursächlich für die Zahnfäule und prognostiziert auf Grundlage der Gutachten seiner Kollegen Wetzel, Schmidt und Bier-Katz keck, Moritz hätte auch ohne den Genuß von Milupa-Kindertee diese Karies bekommen.

Es fällt auf, wie eindeutig sich die Gutachten den jeweiligen Parteien zuordnen. Sie sind so einmütig in Zustimmung und Ablehnung, daß man unweigerlich nach Fehlern im Detail zu suchen beginnt, denn so abgekartet kann doch kein abgekartetes Spiel sein, daß sich kein noch so kleiner Mißgriff einschleicht und sei's aus Eitelkeit oder Mitgefühl, der die strategischen Bahnen der Anwälte verläßt – oder sollte der Diebstahl der Akten aus dem Auto des Anwalts der Klage der einzige Witz in diesem Verfahren gewesen sein.

Mitnichten. Dankbar nehme ich zur Kenntnis, daß Herr Bier-Katz in seinem Gutachten mal kräftig danebenlangt. Er hält Professor Wetzel vor, es sei ein alter Hut, womit er sich in der Öffentlichkeit brüste, die Symptome seien keine neuen Erscheinungen der letzten Jahre, sondern als »Baby-bottle-Syndrom« schon lange erkannt und beschrieben worden. Damit bringt er die Firma Milupa, seine Auftraggeberin, arg in Bedrängnis, die doch keinesfalls vor Herbst 1981 wissen dürfen konnte, daß das zu Karies führt, so süßes Zeug aus der Pulle. Doch welche Fügung! Es widerspricht Professor Schmidt –

das Baby-bottle-Syndrom sei auch bei Zahnärzten bis 1981 noch weitgehend unbekannt gewesen – und rückt so alles wieder ins Lot.

Es lohnt, sich die Reaktion der Firma Milupa auf das erste Gutachten, das von Professor Wetzel, aus der Nähe anzuschauen. Milupa zweifelt an seiner Objektivität als Gutachter und stellt einen Ablehnungsantrag wegen des Verdachts der Befangenheit. Professor Wetzel habe die These von der »Zuckertee-Karies« kreiert und ihr durch wiederholte Auftritte in der Öffentlichkeit, Rundfunk, Fernsehen, Presse zu erheblicher Popularität verholfen, obwohl er sich nur auf Vermutungen gestützt habe, lamentiert Milupa und geißelt zudem den missionarischen Eifer, mit dem der Professor »seine noch ungesicherten Thesen« verficht. So habe er im Oktober 1981 gegenüber dem Milupa-Vorstandsvorsitzen den Dr. Reiss und dem Leiter der Abteilung Forschung und Entwicklung bei Milupa, Dr. Harzer, geäußert: »Ich werde keine Möglichkeit auslassen, gegen diese Tees vorzugehen«.

Keine Möglichkeit ausgelassen hat gewißlich Milupa, jene »ungesicherten Thesen« des Gießener Zahnwissenschaftlers zu erschüttern. Herausgekommen sind dabei »neuere Untersuchungen« des Pädiaters und Kinderarztes Dr. Dr. Helmut Weyers aus Stade, wissenschaftlicher Mitherausgeber eines Standardlehrbuchs für Kinderzahnheilkunde und eifriger Publizist in Fachmedien und Tagespresse. Daß diese »neueren Untersuchungen« – es handelt sich um eine Fragebogenaktion, die über Gesundheitsämter lief – von Milupa organisiert und finanziert wurden, steht fest, Milupa hat es zugegeben. Nicht vom Tisch ist bis heute der Vorwurf, nicht Dr. Dr. Weyers habe die Untersuchungen gemacht, sondern ausschließlich Mitarbeiter der Firma Milupa, auch habe er keine Erhebungen, auf die er sich beruft, vorgenommen oder geleitet oder auch nur maßgeblich mit beeinflußt. Ganz sieht es so aus, als firmiere Dr. Dr. Weyers einzig als Urheber, als sei diese Milupa-Untersuchung, die deutlich auf die Erschütterung der Wetzel-Thesen zielt, unter dem Namen Dr. Dr. Helmut Weyers in Fachpublikationen gewaschen worden, um zitabel zu werden für den Prozeß, für das Gutachten von Professor Fesseler wie auch für die Schriftsätze der Milupa-Anwälte.

Einer der Kanäle, für derlei Manipulationen wenn nicht erfunden so doch tauglich, ist der »Informationskreis Mundhygiene und Ernährungsverhalten« (IME), ein vom Gesamtverband der Zuckerindustrie finanziertes pseudowissenschaftliches Institut. Auf die Frage: wer ist IME? antwortete IME in einer Anzeige in »Pais«, der Fachzeitschrift für praktische Kinder-, Jugendheilkunde und allgemeine Medizin vom Januar 1983:

»Der IME, ein von der Zucker- und Zuckerwarenindustrie geförderter Arbeitskreis, betreibt in der Öffentlichkeit Aufklärungsarbeit über die Zusammenhänge zwischen dem Verzehr bestimmter Nahrungsstoffe – insbesondere der Kohlehydrate – und deren Auswirkungen auf die menschliche Gesundheit vor einem wissenschaftlich gesicherten Hintergrund.

Über diese Art Hilfestellung ist Dr. Lemmer, der Vizepräsident der Zahnärztekammer Nordrhein gar nicht glücklich, ja er sieht sich sogar veranlaßt, vor dieser Art Aufklärungsarbeit in den »Zahnärztlichen Mitteilungen« zu warnen: Der IME, so Lemmer, versuche mit seinen Aktionen eine »selbstlose Gesundheitsaufklärung« darzustellen, während »auf dem Trittbrett dieses Zuges der Verkauf von Zucker« gefördert werde.

Wen wundert es da noch, daß im wissenschaftlichen Informationsdienst des IME vom Januar/Februar 1984 die Milupa-Gutachter, die Herren Bier-Katz und Fesseler genannt sind – als »Schlüsselpersonen«, von denen sich der Gesamtverband der Zuckerindustrie Protektion erhofft? Und da hätte ich doch fast den »Untersuchungswäscher« Dr. Dr. Weyers vergessen. Er ist beim IME sozusagen Hausautor.

Aber ist es denn nun wirklich so, daß in der Regel die Partei im Produkthaftungsprozess gewinnt, die den größeren Sachverstand aufbieten kann und/oder ihn sogar für sich zu beeinflussen vermag? Auf den nachdrücklichen Hinweis, das Gutachten von Professor Fesseler, da es ein Privatgutachten sei, nicht als Beweismittel zu verwerten, antwortete Richter Schulz: »Aber es ist doch in unserem Kopf« und meinte wohl, selbst wenn er wollte, so könne er nicht drüberwegsehen, und drüberwegsehen wollte die Kammer im Urteil auch nicht; sie sprach Milupa von aller Schuld frei, würdigte die Privatgutachten mehr als die gerichtlich eingeholten und lobte die Praxisbezogenheit der »neueren Untersuchungen«.

p.s. Gerade als das Oberlandesgericht sich dazu durchgerungen hatte, wieder in die Beweisaufnahme einzutreten, also ein weiteres Mal allen Sachverstand in dieser Angelegenheit zu bemühen, da kam aus der Milupaecke das Zeichen zur Aufgabe. Mit 40.000 Mark Schmerzensgeld an Moritz und der Übernahme von zwei Dritteln der Prozeß- kosten hat sich der Kinder-Tee-Konzern aus dem Rechtsstreit rausgekauft. Milupa ist nicht schuldig!

Konkret 09/85, S. 74

Gerd Alfred Petermann

Mark Twain - Unbehagen an einer Legende

»Wie erstaunlich sind die Veränderungen, die das Alter in einem Menschen während des Schlafs hervorruft. Als ich 1871 Carlyles Französische Revolution ausgelesen hatte, war ich ein Girondist; jedesmal wenn ich sie seither wieder gelesen habe, habe ich sie anders gelesen – nach und nach beeinflußt und verändert durch Leben und Umwelt (und Taine und St. Simon): und nun lege ich das Buch ein weiteres Mal beiseite und erkenne, daß ich ein Sansculotte bin! – und keineswegs ein bleicher, charakterloser Sansculotte, sondern ein Marat. Carlyle predigt kein solches Evangelium: Ich habe mich verändert – in meiner Sicht der Dinge.«

Mark Twain

Vor zwei Jahren hatte das Ingenieurcorps der Armee begonnen, den Salt River aufzustauen. Als der Wasserspiegel sich langsam die eichen- und hickorybestandene Hügelkette hinaufschob, sah sich das desolate Dörfchen namens Florida, das da oben vor sich hindämmerte, in ein Eldorado der Bodenspekulation verwandelt. Etwas abseits, auf einer leichten Anhöhe, ist über der verwitterten Geburtshütte Mark Twains, die zuletzt als Heuschober und Wetterschutz für Kühe gedient hatte, ein Tempel errichtet. Der Schrein, dessen jede Legende bedarf.

Zwischen Mark-Twain-See, Hannibal am Mississippi und dem nahen St. Louis ist die Legende vom »eingeborenen« Humoristen und großen Volksschriftsteller des Mittelwestens allgegenwärtig: in den Namen der Schulen, Cafés, Kohlegruben, Einkaufszentren, Kinos, Billighotels, Hypothekenfirmen, den Mark Twain Golden Fried Chicken oder den zwei Dutzend Mark-Twain-Banken in und um St. Louis – wer könnte sich irgendwo zwischen Bodensee und Binnenalster eine »Goethe-Sparkasse« oder eine »Hermann-Lons-Fortschrittsbank« vorstellen? Mark-Twain-Land, wie sich die Region nun stolz und geschäftstüchtig nennt, lebt inzwischen von den 270 000 Pilgern aus aller Welt, die das Elternhaus in der Hill Street, die Mark-Twain-Höhle, in der Tom Sawyer und Betty Thatscher verlorengingen, das »verwunschene Haus« mit seinen Wachsfiguren von Huck und Tom, oder die Jackson-Insel im Mississippi in Augenschein nehmen wollen. Schließlich zählten zu den Großen, die ihn schätzten, Franklin D. Roosevelt (der sein »New Deal« nach einer Stelle im »Connecticut Yankee« benannte), Benito Mussolini, Ehrenpräsident der Internationalen Mark-Twain-Gesellschaft, die ihm die Mark-Twain-Medaille verlieh (»Dem Großen Erzieher Mussolini«) und John F. Kennedy, der kurz vor seiner Ermordung den Leuchtturm auf Cardiff Hill per Fernsteuerung aus dem Weißen Haus in Gang setzte.

In einer flachen Vitrine des Mark-Twain-Museums von Hannibal (wo Dorfrichter und Freidenker John Clemens, der Vater Mark Twains, einen Krämerladen betrieb) ist ein unscheinbares Bändchen ausgelegt. Auf dem Umschlag ist ein Kruzifix mit einem Schlachtermesser gekreuzt, umgeben von einer Aura und dem Spruchband »Unter diesem Zeichen prosperieren wir«: *König Leopolds Selbstgespräch,* 1905, 25 Cent. Nichts in dem Sammelsurium der Museumsidylle ließe darauf schließen, worum es sich dabei handeln könnte. In einer der Großstadt-Bibliotheken wird möglicherweise die einzige Nachauflage Auskunft erteilen, die in den letzten 80 Jahren erschienen ist: Printed in the German Democratic Republic.

Ein halbes Jahrhundert vor dem Holocaust der Nazis waren 10 Millionen Kongolesen der »zivilisatorischen Mission« des Königs der Belgier zum Opfer gefallen Die Finanzmagnaten Rockefeller, Morgan, Guggenheim und andere hatten mit Leopold II. eine profitträchtige Allianz auf 99 Jahre geschlossen und keine Kosten gescheut, ein für sie günstiges »Meinungsklima« zu schaffen. Twain, mit *Tom Sawyer* und *Huckleberry Finn* der erfolgreichste Autor der Weltliteratur, war außerstande, einen Verleger für diese Bändchen zu finden. Es gab keine Rezensionen und nur vereinzelte Erwähnungen in der Presse, als die Congo Reform Association die Herausgabe als Flugschrift übernommen hatte. Nein, hier hatte keine Zensur stattgefunden, hier war schlicht ein »Meinungsklima« wirksam geworden, das die öffentliche Auseinandersetzung mit der Politik im Kongo-Freistaat verhinderte.

Bis heute hat sich an diesem »Meinungsklima« wenig geändert. Die schwarze Bürgerrechtsbewegung entdeckte Schriften eines Mark Twain, der weder in der kanonisierten Schullektüre noch in den Buchhandlungen auftauchte. Etwa *Die Vereinigten Staaten der Lynchjustiz (wofür* sich ebenfalls kein Verleger gefunden hatte). Während des Vietnamkrieges erlebte das erst posthum veröffentliche Kriegsgedicht, eine wütende Satire auf die christlich-amerikanische Bigotterie im Dienste der Kriegshetze, ungezählte Auflagen in der studentischen Untergrundpresse (und eine bibliophile Ausgabe mit exquisiten, aber unpassend pathetischen Federzeichnungen). Der Twain, den man hier ausgrub, erwies sich als überraschend aktuell und relevant: seine vernichtende soziale Anklage, seine verzweifelt-komischen Satiren und seine scharfsinnigen Polemiken füllten ein Vakuum, das seit den Tagen des Kalten Krieges und der tyrannischen Umtriebe des »Hauskomitees für unamerikanische Aktivitäten« (HUAC) bestanden hatte. Der polemische, unerbittliche Kritiker der Monarchen und Plutokraten, der Bigotterie und der expansionistischen Kriege, der seine »Feder in der Hölle erhitzt« hatte,

ist inzwischen allerdings wieder weitgehend hinter der tröstlichen Legende verschwunden, die der dumpfen Friedhofsatmosphäre von heute eher angemessen scheint.

Die Ende der siebziger Jahre einsetzende und religiös-politisch motivierte »Säuberungswelle«, hinter der überwiegend fundamentalistische Gruppen der »Moral Majority« steckten und stecken, traf auch den offiziellen Mark Twain. Diese Form der Zensur hat eine lange Tradition und die Argumente der »Moral Majority« sind die der Zensoren von gestern.

Bereits 1885 war die erste amerikanische Auflage von *Huckleberry Finn* in Concord, der »Heimstatt des zivilen Ungehorsams«, wegen der darin enthaltenen religiösen Frivolität aus den Bibliotheken entfernt worden. Im puritanisch-prüden Plüschmilieu von Massachussets stieß man sich an der Glorifizierung des Sohnes eines Trunkenboldes, eines Jungen, der schamlos entschieden hatte, um seines schwarzen Freundes willen zur Hölle zu fahren. 1905 wurden *Tom Sawyer* und *Huck Finn* aus den Kinderabteilungen der Bibliotheken in Brooklyn entfernt. Die kleinen Diebereien, die Lügenhaftigkeit, die schlechte Sprache und Grammatik, vor allem aber das Anschwärzen von Respektabilität und Religion disqualifizierten Huck Finn und Tom Sawyer als Vorbilder für die junge Generation in den folgenden kleinbürgerlich-vornehmen Jahrzehnten.

Zur Hochzeit des Kreuzzuges gegen die »Rote Gefahr« hatte Joseph McCarthy, der berüchtigte Großinquisitor aus Wisconsin, *Huck Finn* zur »kommunistischen Propaganda *ante lettera«* erklärt. Nach langem Hin und Her entschied das Außenministerium, daß alle vor 1917 erschienene Literatur nicht zensiert werden sollte, und man gab dem *Portable Mark* Twain ein verzagtes Imprimatur. Damit durfte dieser bescheidene Auswahlband in die Buchbestände der Amerikahäuser von Frankfurt bis Tokio aufgenommen werden (Bestände, die sich durch das Verbrennen »unamerikanischer« Literatur merklich gelichtet hatten).

Die New Yorker Erziehungskommission strich 1957 *Huck* Finn von den Textbücherlisten der Grund- und Mittelstufen der Schulen. Einige Passagen, (wie »Miss Watsons big nigger, named Jim«) erniedrigten die Schwarzen, war die fadenscheinige Begründung. Bürgerrechtsorganisationen der Schwarzen wie die NAACP erfuhren von dieser Entscheidung erst im Nachhinein.

Eine Ironie der Geschichte scheint es zu sein, wenn dem Autor, der bereits 1869 mit seinem Zeitungsartikel »Only a Nigger« gegen Rassismus und Lynchjustiz Stellung bezog und bis zu seinem Lebensende für die umfassende Gleichberechtigung der Schwarzen (und anderer Minderheiten) eintrat, der Vorwurf des Rassismus gemacht wird. Die Auseinandersetzung um den »Rassisten« kam vor wenigen Jahren wieder auf. Das New Yorker Beispiel war zunächst von einem reichen weißen Vorort Chicagos aufgegriffen worden. 1982 machte dann ein Schuladministrator aus Virginia von sich reden, als er darauf drang, *Huck Finn* aus dem Lehrplan zu streichen. Es sei ein Roman, der Schwarze lächerlich mache und daher besonders schwarze Schüler »völliger Einschüchterung« und »geistiger Grausamkeit« aussetze. Noch vor wenigen Monaten gab ein schwarzes Mitglied der Chicagoer Erziehungskommission in einer Fernsehdiskussion zu bedenken, daß der Antirassismus des *Huck Finn,* wenn überhaupt davon die Rede sein könne, so »subtil« sei, daß er für Schüler nicht erkennbar sei.

Es ist unbestreitbar, daß Mark Twain vor dem Bürgerkrieg ein Rassist gewesen ist. Unbestreitbar ist jedoch auch, daß der Autor des *Huckleberry Finn* einer der entschiedensten Antirassisten war, den die amerikanische Literatur (die afroamerikanische eingeschlossen) zu verzeichnen hat. *Huckleberry Finn* ist wahrscheinlich der erste Roman, den die meisten Amerikaner lesen, der einen Schwarzen, den großherzigen und unbezähmbaren »Nigger Jim«, mit Sympathie und tiefstem menschlichem Respekt porträtiert.

Der zweite und vielleicht der letzte Roman ist Mark Twains *Querkopf Wilson,* worin die Negersklavin Roxy, die erste glaubwürdige schwarze Frauenfigur der amerikanischen Literatur, eine entscheidende Rolle spielt. In ihm zwingt der »Master« seinem eigenen Sohn, der in der Wiege vertauscht worden war, die Sklavenmentalität auf. Als Jahre später die Verwechslung ans Licht kommt, erweist es sich, wie schwierig es für ihn ist, als ein freier Mensch zu denken und zu handeln.

In beiden Romanen zeigt Twain, wie ein zum Sklavendasein Verdammter trotz der unmenschlichen und brutalisierenden Umstände und Bedingungen seiner Existenz menschlich, liebenswert und bewundernswürdig bleibt. Allerdings ist es wahr, daß von »Niggern« die Rede ist, die die »niedrige« Sprache der Versklavten sprechen. Im Süden und Mittelwesten jener Zeit gab es jedoch keine andere Bezeichnung für die Schwarzen, und deren Sprache ist so realistisch und akkurat erfaßt wie die Raddampfer von 1830 auf dem Mississippi. Hätte Twain den Sklavenhaltern und Hinterwäldlern von St. Petersburg und Dawson's Landing antirassistische Worte in den Mund legen und sie den Yankeedialekt des Nordens sprechen lassen sollen? Frederick Douglass, schwarzer Führer des Kampfes gegen die Sklaverei, mit dem Mark Twain befreundet war, sah im »Sklavendialekt« der Schwarzen eine Manifestation ihrer kulturellen Identität und benutzte daher dessen Formen in seinen Schriften. Er begründete damit eine Tradition, die bis in die Gegenwart fortdauert. Aus denselben Gründen benutzte Twain den »Sklavendialekt«: In der Erniedrigung durch die christlich-protestantischen Sklavenhalter erblickten die Schwarzen in der biblischen Parabel von Jonas, übersetzt in ihre Sklavensprache, ihre Hoffnung auf die zukünftige

Verwirklichung ihrer Menschenrechte – der Fisch würde Jonas schon wieder ausspucken. Darin lag für Twain die höhere Humanität der Rechtlosen und Erniedrigten begründet, die sie über die Unterdrücker erhob.

Welches sind die Gründe für die doch überraschende Beteiligung schwarzer Erzieher an einer weitgehend von der »Neuen Rechten« beherrschten Debatte? Die desperate Lage der Mehrheit der 27 Millionen Schwarzen führte zwar zu einer geradezu verzweifelten Sensibilität für die meist versteckten, »wortlosen« Formen institutionell verhärteter Rassendiskriminierung, die aufzubrechen ihnen bislang nicht gelungen ist. Diese Lage hat allerdings auch wie selten zuvor die politische und weltanschauliche Polarisation unter den Schwarzen vorangetrieben. Was sich darin zeigt, daß ein geringer, aber mit marktschreierischer Publizität bedachter Anteil – Lehrer, Professoren und Studenten vor allem – dem Vorbild des »wiedergeborenen Christen« Eldridge Cleaver folgte und sich messianisch-chauvinistischen Sekten der »Moral Maiority« anschloß. Hinter ihrer verkniffenen Kritik am »Rassismus« Twains kommt denn auch bald ihr eigentliches Anliegen ans Licht: alle »unamerikanisch« gottlosen und subversiven »Zweifler« in die Wüste zu schicken. Das in der erwähnten Fernsehdiskussion von einem schwarzen Schauspieler (dem »Nigger Jim« der jüngsten Huckleberry Finn-Verfilmung) vorgebrachte Argument, daß deren Kritik an Mark Twain auf Unkenntnis beruhe, ging daher auch fehl: sie beruht im Gegenteil auf der genauen Kenntnis seiner Schriften – der zum Wanderprediger herabgekommene Eldridge Cleaver gehörte einst selbst zu den Entdeckern des anderen Twain.

Noch heute geht etwas Störendes, Bedrohliches und Beunruhigendes von Mark Twain aus. Anders ließe es sich kaum erklären, daß ausgesprochene »Niggerhasser« oder Senator McCarthy und seine missionarischen Nachfolger auf die Verbannung seiner Schriften drängten, die so gar nicht in die Heilslandschaft des chromblitzenden »American Dream« passen.

Anfang der sechziger . Jahre erschien eine Taschenbuchausgabe von *Querkopf Wilson,* die bis heute aufgelegt wird. Im Vorwort heißt es bissig, daß es sich um einen Roman »fixer Ideen« und »deterministischer Vorstellungen« handle, daß in ihm Umweltfaktoren, Erziehung und Ausbildung das Leben und den Charakter eines Menschen bestimmten. *Querkopf Wilson* sei daher der ambitiöse Versuch, diese zeitgebundene These zu dramatisieren. Daß der Verlag ein solch ungewöhnliches Vorwort für notwendig hielt, wirft ein Licht auf das politische Unbehagen.

Als dieses Vorwort geschrieben wurde, verkündete Johnson seine Hilfsprogramme für die Schwarzen, Armen und Alten, hatte Michael Harrington sein *Anderes Amerika* veröffentlicht, das zeigte, daß unter dem Firnis des »American Dream« ein unsichtbares, unterentwickeltes und erniedrigtes Amerika lag, das nicht zu sehen man spätestens im Kindergarten lernte. Diese »These« wurde also sehr wohl noch »dramatisiert«, damals. Und sie wird es noch heute. Das haben die cleveren Statistikjongleure in Washington nicht fortzaubern können. Diese »These«, ihre Aktualität ist es, was sich nicht in die Mythe vom »Righteous Empire«, dem »Rechtschaffenen Imperium« und seiner Frohbotschaft für die Welt einfügen will. Einer Mythe, von der die »Moral Majority« so militant und wortgewaltig schwärmt und deren Anfänge vor 100 Jahren Twain bereits bekämpfte. Mit den Zensurakten heute will sie mit der düsteren Gegenwart und Aktualität der unbewältigten Vergangenheit ins Reine kommen. Der Krieg gegen die Philippinen und das Massaker an den Moros – , das war von Mark Twain zu lernen – waren das Modell für den Krieg in Vietnam und für My Lai. Und Vietnam war, als Saigon vor zehn Jahren fiel, nicht vorüber.

Die autobiographischen Aufzeichnungen des siebzigjährigen Twain enthalten einen Passus, der als Motto über dem stehen könnte, was er in den letzten beiden Jahrzehnten seines Lebens geschrieben hat:

»Unsere Christlichkeit hat etwas Bemerkenswertes an sich, verdorben, grausam, erbarmungslos, geldgierig und räuberisch wie sie ist.... Die Flotten der Welt könnten im Blut der Unschuldigen, das sie vergossen hat, mühelos schwimmen.«

Kasten Seite 76

Hannibal (Missouri): Von Mai bis November wird der 150. Geburtstag Mark Twains gefeiert. Im Stil der letztjährigen »Olympiade der Unternehmerinitiative und des Patriotismus«: mit 20 Corporations als »Sponsoren« und 6 1/2 Prozent Steuern auf alle Einnahmen wird das Disneyland finanziert, in das es sich verwandelt hat. Huck und Tom als Stoffpuppen, 16 Dollar das Stück, Militärkapellen, Blue Grass Music, Froschhüpfen. Man hofft auf eine halbe Million Besucher und 30 bis 50 Millionen Dollar Umsatz.

2000 Meilen südlich, auf fast demselben Längengrad, baut eine Brigade der Nationalgarde von Missouri Straßen durch den zentralamerikanischen Dschungel. Eine vierwöchige Airlift-Übung. Noch ist es nicht zu mehr gekommen. Was daran liegen könnte, daß jenseits der Disneyland-Kulissen noch etwas von dem Unbehagen und den Einsichten fortlebt, die der Mann verbreiten half, dessen Gedenktag hier vermarktet wird.

Hierzulande: New-Age-Werbung für die fünfbändige Twain-Kassette aus dem Hause Diogenes »Mark Twain wurde 1835 geboren, als der Halleysche Komet auftauchte, er starb, wie er vorausgesagt hatte, mit der Wiederkehr des Kometen 1910.

Rechtzeitig zum erneuten Auftauchen 'jenes geheimnisvollen Besuchers' erscheinen 1985 die Gesammelten Werke vollständig in einer Taschenbuchausgabe.« - Ebenfalls im Umlauf die Hardcover-Ausgabe von Hanser (5 Bände, DM 380, –).

Konkret 09/85, S. 78

Till Briegleb

»Hey, ich bin ein Körper!«

Über Noice-Music

Noise-Music ist der Reichtum eines Dreifacherbes. Für den demoskopisch relevanten Hörer, um den hier geworben wird, dürfte die Traditionslinie der modernen Komponisten besonders fremd sein. Die Franzosen *Satie, Messiaen* (beide ja noch gut Freund mit der Melancholie des Harmonischen) und *Edgar Varese* (vernarrt in den Klang von Sirenen), der Tscheche *Alois Hába* (Verfechter erst der Viertel-, dann der Sechstel- und Fünfteltonmusik), *Arnold Schönberg* und natürlich *John Cage,* der ideelle Ziehvater jedes experimentellen Musikers, gelten als die bedeutenden Organspender der Noise-Music, wie sie heute gerade von *John Zorn* geprägt wird.

Doch nicht minder entscheidend war der Free-Jazz. Der Auf - allem - kann - getrommelt - werden-Rhythmiker *David Moss* war ursprünglich Jazz-Drummer, und es ist sicherlich kein Zufall, daß sein rhythmisches Spiel, das keinen Unterschied mehr zwischen guten und bösen Klängen braucht, optisch wie klanglich große Ähnlichkeit mit den aufgehängten Küchengegenständen des Creative Improvisation Ensembles von Marion Brown und Leo Smith aufweist. *Arto Lindsay,* einer der vielseitigsten und anziehendsten Musiker der New Yorker Scene (die er vom menschlichen Zusammenhalt mit der alten Jazz-Scene vergleicht), nennt als seine Vorbilder neben *Jimi Hendrix* und *Jeff Beck* die Wegbereiter des unkonventionellen Gitarrenspiels *Derek Bailey* und *Sonny Sharrock.* Und die von *Ornette Coleman* für seine Prototyp-Platte »Free Jazz« erfundene Doppel-Quartett-Besetzung schimmert in Form und Inhalt hinter John Zorns COBRA-Orchester hervor. Eine Formation, die einen Fluchtweg sucht aus »der Sackgasse sich ewig wiederholender Thematik«, wie er sagt.

Die dritte Nahrungskette führt durch den Rhythm'n' Blues, den Rock'n'Roll und den Punk und bewahrt die Noise-Music vor dem üblichen Schicksal der Avantgardisten – den Sex zu vergessen. In der momentanen musikalischen Rummelplatzatmosphäre, wo paradoxerweise die ethnische Musik die eigentliche Avantgarde darstellt, kommt der Versuch der Noise-Music ein neues, weißes, musikalisches Selbstverständnis zu entwickeln, einer Verheißung gleich. Den Exodus aus der Harmonie begründet sie, indem sie den Moment des Er-denkens mit dem des Erlebens verbindet. Der Vereinzelung der Pop-Musiker tritt sie mit einer Form kollektiven, spielerischen Imrpovisierens entgegen, die ihre notwendige Gemeinsamkeit im Zusammenspiel dadurch regelt, daß ein Conducter Symbole für bestimmte Kommunikationsbefehle hochhält: wer spielt mit wem zusammen, wieviel und welche Instrumente sollen spielen wer übernimmt für kurze Momente die Führung. So jedenfalls John Zorns Idee, die von Arto Lindsay als »Rhythmatic« (Rhythmus + Mathematik) treffend beschrieben wird. Ihr auffallendstes Merkmal sind die schnellen Wechsel und eine Form von Theater auf der Bühne, weil jeder sich in die Regelsetzung einmischen kann und soll.

Wo andere sich der Industrial-Musik bedienen, die den Nachteil hat, daß ihre Schwingungslinie eher in den angsterfüllten Seelenteilen endet und die außerdem meistens mit teurer Elektronik arbeitet, bietet die Noise-Music eine Intonation von Lust an, die mit Naturlauten und Billiginstrumenten auskommt, ohne ihre Aura einzubüßen. Ähnlich wie die Vierteltonmusiker bauen auch die Noiser neue Instrumente extra für ihre Musik, doch das Beeindruckendste ist ihr selbstironisches, spielerisches Auftreten, das freier und politischer ist als das Abdreschen von Politphrasen über der Agonie des Vier-Viertel-Taktes. *Arto Lindsay,* auffallend erotisch und Teilhaber an solchen zeitprägenden Gruppen wie die Lounge Lizards und Golden Palominos formuliert das so: »Ich mag das offensichtlich Politische nicht in meine Musik integrieren, aber ich glaube, daß die Musik tatsächlich einen bedeutenden politischen Effekt hat. Sicherlich auf andere Art und Weise als ein Agitator. Aber zum Beispiel wie eine Band auftritt: Wenn du drei Typen auf der Bühne siehst, die sich gleichberechtigt verhalten, so ist das sehr politisch. Wenn du das Publikum dazu bekommst, daß es sich zurück im eigenen Körper fühlt, hast du etwas politisches erreicht. Das ist auch vollkommen anders als beim Disco-Beat, wo du ja auch zurück vom Hirn in den Körper geführt wirst, aber es bringt dich nicht auf den Punkt. Es ist ein Signal: Jetzt seid Körper zwo drei vier. Es ist nicht aus dir heraus: Hey, ich bin ein Körper. Ich glaube, die wirkliche Musik verbindet dich mit deiner eigenen Musik, läßt dich erinnern, deinen eigenen Beat, deinen eigenen Sound, deinen Puls. Und du hast an allen Körperstellen unterschiedliche Pulse, die zusammen ganz wunderbare Rhythmen ergeben. Wenn du das rausholen kannst, ist die Musik sehr politisch.«

Noise-Music ist ein Spaziergang in diese Richtung oder, wie Fred Frith sagt: »I am happy!«

Konkret 09/85, S. 80

Notizen

3 + 8 = 2

»Le bourlingueur« nannte ihn die Zeitung »Le Monde«: einer**,** der in der Welt herumstromert – das paßt nicht schlecht für den 44jährigen Saxophonisten, Klarinettisten und Baßklarinettisten *André Jaume*, einer der wichtigen und dennoch beschämend unbekannten französischen Jazzmusiker. In Marseille aufgewachsen, hat der Konservatoriumsabsolvent seit seiner Jugend fast alles gemacht, was ein Jazzmusiker überhaupt machen kann: Jugendsünden-Dixieland, Freejazz, Solokonzerte, Duos, Trios, Bigband-Jazz, Jazzrock, Multimediales und schließlich experimentelle E-Musik (mit der Groupe de Musique Experimentelle de Marseille« GMEM). »*Musique pour 3 & 8: Errance*« (hat ART 2003*)* ist eine gute und durchaus repräsentative »Visitenkarte« dieses ausgezeichneten Musikers, ein Doppelalbum, das Jaume von zwei völlig verschiedenen Seiten zeigt. Auf der »Trio«-Platte mit dem Bassisten Francois Melachi und dem Schlagzeuger Gerard Siracusa zeigt er sich eher von einer verspielteren, spontaneren Seite; hier arbeitet er mit unterschiedlichsten Konzepten des Zusammenspiels, mit den verschiedensten musikalischen Materialien und Sounds bis hin zu Klappengeräuschen und Übereffekten, aber auch mit einer zarten, ganz schön sentimentalen »Hymne à l'amour«.

Die zweite Platte des Doppelalbums schließt an ein früheres Oktett-Album, »L'oc« an. Die damalige Konzeption wird hier allerdings mit weit mehr Konsequenz und Strenge verfolgt: wurde das schwere, baßgewichtige Klangbild ehedem von Streichern und Posaunen getragen, so wird das Jazz-Trio dieses Mal nur von einem Streichquintett begleitet. Strenger, etwas einheitlicher, aber damit wohl auch eindimensionaler ist die Durchführung der Kompositionen. Hier zeigt Jaume seine ernstere, vielleicht auch etwas düstere Seite. Beide Platten gehören zusammen, erst so rundet sich das Porträt dieses ausgezeichneten Musikers.

Miguel Littin in Chile

Der exilierte chilenische Filmregisseur Miguel Littin ist heimlich in sein Land zurückgekehrt, um dort einen Dokumentarfilm zu drehen. Chilenische Zeitungen berichten jetzt, daß Lettin in einem Schreiben an den Präsidenten des Obersten Gerichtshofs, Rafuel Retamal, seinen illegalen Aufenthalt im Land angezeigt und seine Hoffnung ausgedrückt habe, daß ihm ein Gericht seine Rechte als chilenischer Bürger wieder zugestehe. Littin lebt seit zwölf Jahren im Exil und hat Einreiseverbot.

Littin forderte die chilenische Regierung auf, die Gründe für sein Einreiseverbot offenzulegen. Er erklärte sich bereit, seine Filme der Justiz des Landes vorzulegen. Wenn er eine Schuld trage, dann die, sein Land zu lieben und mit den Chilenen für den Frieden kämpfen zu wollen, sagte Littin. Die bekanntesten Spielfilme von Miguel Littin sind »Der Schakal von Nahueltoro« und »Das gelobte Land«.

Das kleine Prinzchen

Fünf Jahre lang hatte der kleine Prince – 1,60 hoch – keine Interviews gegeben und nun entblätterte und enthüllte er sich ein wenig aus seinem rüschigen Outfit in »Rolling Stone«. Doch es kommt noch dicker: seinen Fans droht er nun auch noch mit einem neuen Film. Die Dreharbeiten für »Under the Cherry-Moon«, einer romantischen Komödie, in der Prince einen Pianisten spielt, beginnen am 15. September in Paris. Damit es auch richtig chic wird, dreht man in Black & White.

Homburg blockt Hölderlin

Herausgeber und Verleger der seit 1975 erscheinenden »Frankfurter Hölderlin-Ausgabe« werfen der Stadt Bad Homburg vor, ihre Arbeitsbedingungen »in unverständlicher Weise« zu erschweren. Entgegen den erteilten Genehmigungen von 1975/76 verwehre Homburg als Eigentümerin der Handschrift die für die Edition notwendigen Fotografien des »Homburger Foliohefts« Friedrich Hölderlins, kritisierten Dietrich Sattler und Karl Wolff.

Die Frankfurter Hölderlin-Ausgabe, die im Verlag Roter Stern erscheint, ist die erste historisch-kritische Hölderlin-Ausgabe, die die Handschriften des Dichters selbst abbildet und, versehen mit einer typografischen Umschrift, ins Zentrum der Edition rückt, wie Verleger Karl Wolff erläuterte. Seit ihrem Erscheinen – elf Bände der auf 20 Bände angelegten Ausgabe liegen vor – habe die Frankfurter Hölderlin-Ausgabe der Diskussion um das Werk des Dichters eine neue, überprüfbare textliche Basis gegeben.

Das Folioheft gilt als das wichtigste späte Handschriftenkonvolut des Dichters und ist während seines zweiten Homburger Aufenthaltes 1804 bis 1806 entstanden. Anläßlich seines 15jährigen Bestehens in diesem Jahr und zur »Halbzeit« der Ausgabe selbst wollte der Verlag als Supplement eine Faksimileausgabe des Homburger Foliohefts herausbringen.

Free & Punk

Grenzüberschreitend ist das Debüt-Album von Alfred Harth's Gruppe »Gestalt et Jive«, das diesen September auf dem Label Moers-Music erscheint. Die europäische Underground-All-Star-Formation mit dem französischen Bassisten Ferdinand Richard von der Art-Rock-Gruppe »Etron Fou Leloublan«, dem Klavier-Theatraliker und Cluster-Bold Steve Beresford von der britischen Freedada-Gruppe »Alterations« sowie die beiden Frankfurter Uwe Schmitt und Alfred Harth knüpft an den Freejazz der frühen 70er Jahre an, zumindest was spielerische Intensität und freie Improvisation betrifft, nimmt aber dazu die rhythmische Wucht und Direktheit der englischen Punk- und Rockmusik auf.

»Der Motor meiner Arbeit ist das Interesse an dem, was heute passiert«, betonte der Pianist Heiner Goebbels in einem Interview. Und weiter: »Ich versuche in einem Politischen Zusammenhang zu arbeiten.« Zur Zeit führt ihn sein politisches Engagement zusammen mit seinem langjährigen Freund Alfred Harth (Saxophon) auf eine Lateinamerika-Tournee. Auf ihrem musikalischen Feldzug »gegen die Beliebigkeit in der Musik« spielen die beiden Post-Eisleraner in Argentinien, Chile, Peru, Kolumbien und Mexiko.

Noch mehr Hemingway

US-amerikanische Professoren, wohl mehr darauf aus, die Welt auch tatsächlich zu erfahren und nicht nur vom Schreibtisch aus zu erdenken, sind immer für größere und kleinere Überraschungen gut: eine mittelgroße geht jetzt auf das Konto von Peter Griffin, US-amerikanischer Literaturprofessor, der nicht nur rausfand, daß Ernest Hemingway im Alter von zwanzig Jahren in einem Mailänder Krankenhaus lag – das wußte man schon – , daß er mit einer Krankenschwester, Agnès von Kurowsky, mindestens ein bißchen was gehabt hat – auch das wußte man schon – , daß diese Agnès Vorbild war für die Catherine in »In einem anderen Land« – alles auch schon bekannt – aber die Briefe aus dieser Zeit, die hat Griffin ausgegraben, und das ist neu. Neu sind auch noch fünf Kurzgeschichten Hemingways, die Griffin bei seinen Recherchen gefunden hat. Beides, Briefe und Kurzgeschichten, werden demnächst dann auch veröffentlicht unter dem Titel »Along With the Youth: Hemingway, the Early Years.«

Witzig, witzig

Ein Reklame-Gag für einen Film hat etliche Journalisten in Paris in Schrecken versetzt 200 Journalisten hatten einen anonymen Brief erhalten, in dem neben einer mit Klebestreifen befestigten Revolverpatrone die Drohung stand »Die nächste kommt nicht per Post« Danach brachte der Briefträger ein weiteres anonymes Schreiben mit dem Text »Sie sind in Gefahr Rufen Sie mich unter der Nummer 396 00 07 an Ein Freund « Unter dieser Nummer erklärte ein automatischer Anrufbeantworter, der Empfänger des Briefes sei das Ziel mysteriöser Geheimdienste und befinde sich in Lebensgefahr Erst als sich der Sprecher ganz am Ende als James Bond zu erkennen gab, wurde klar, daß es sich um eine Werbeaktion für den neuen 007-Film handelte Ein knappes Dutzend der Journalisten stellte Strafanzeige.

»The Ballad Of The Fallen«

Schon einmal, im Jahre 1969, war er angetreten mit Musik gegen die herrschenden Zustände, gewiß nicht im naiven Glauben, mit seiner Musik die Welt verändern zu können aber sicher mit dem Willen Stellung zu beziehen, sich einzumischen. »Die Musik dieser Platte« schrieb der Bassist Charlié Haden damals auf dem Cover, »ist der Schaffung einer besseren Welt gewidmet; einer Welt ohne Krieg und ohne Morden, ohne Rassismus, ohne Armut und Ausbeutung; einer Welt, in der alle Regierenden die vitale Bedeutung des Lebens erkennen und sich bemühen, es zu schätzen, anstatt es zu zerstören.«

Die inzwischen legendär gewordene Einspielung seines »Liberation Music Orchestras« enthielt, von ihm und Carla Bley arrangiert, mehrere Lieder aus dem Spanischen Bürgerkrieg in zum Teil nur geringfügig veränderten Originalorchestrierungen aus den dreißiger Jahren, daneben Hanns Eislers »Einheitsfrontlied«, eine Komposition »War Orphans« (Kriegswaisen) von Ornette Coleman, Hadens »Song for Che« in Erinnerung an den 1967 ermordeten Revolutionär Che Guevara, eine collagenhafte musikalische Umsetzung der konfliktreichen Vietnam-Diskussion auf dem

Nationalkongreß der Demokraten im Sommer 1968 und schließlich eine hymnische Version des Bürgerrechtsliedes »We shall overcome«.

Dreizehn Jahre später war es dann wieder soweit: ein Jahr nach der Wahl Reagans stellte Haden sein »Liberation Music Orchestra« erneut zusammen (»The Ballad Of The Fallen« ECM 1248), weil ihm, so sagte er, »die kranke reaktionäre Richtung, in der sich die USA bewegen, ebenso Angst macht wie die akute Gefahr eines die Menschheit vernichtenden Atomkrieges«. Und wieder stehen im Zentrum der Platte einige Lieder aus dem Spanischen Bürgerkrieg, etwa »Els Segadors«, die offizielle Hymne der autonomen katalanischen Republik, »Si Me Quieres Escribir«, ein Kampflied der Republikanischen Armee, oder das alte katalanische Volkslied »La Santa Espina«. Dazwischen stehen neuere Lieder, eine »Milonga para un fusilado« aus El Salvador das bekannte Lied »El Pueblo Unido« von Serqio Ortega und der Gruppe Quilapayun oder »Grandola Vila Morena«, das 1974 vom portugiesischen Rundfunk als Signal für die revolutionäre »Bewegung der Streitkräfte« zum Sturz der Caetano-Diktatur gespielt wurde.

Es ist eine ernste, pathetische, ergreifende Musik, die Haden und Carla Bley geschrieben haben, mit wohlklingenden Bläsergeräten, die sich weniger am Sound der konventionellen Jazz-Bigbands als ! vielmehr an den europäischen Blasorchestern orientieren, eine Konzeptmusik, die den solistischen Leistungen der einzelnen Musiker eher geringen Raum einräumt. Mit den Trompetern Don Cherry und Michael Mantler den Saxophonisten Dewey Redman und Steve Slagle, dem Posaunisten Gary Valente und dem Schlagzeuger Paul Motian produziert die aufeinander eingespielte Kerngruppe der Carla Bley-Band mit einigen »Zuzügern« fast ungebrochenen Schönklang, als herbeigesehnte Utopie einer humaneren, friedlicheren Welt, nicht als »Beschreibung« der chaotischen Zustände im Inneren des Monsters.

Das macht die Platte bei aller Schönheit und Ernsthaftigkeit allerdings auch ein bißchen harmlos. Nicht ganz zufällig, daß die konservative amerikanische Jazz-Zeitschrift »down beat«, die noch 1969 in ihren Spalten eine üble Polemik gegen Hadens Politisierung der Musik entfacht hatte, »The Ballad Of The Fallen« jetzt zur »Platte des Jahres 1984« auserkoren hat. Andererseits: Wer den liebenswürdigen, sanften Bassisten Charlie Haden kennt, weiß, daß er nicht anders kann; »The Ballad Of The Fallen« ist keine aufrührerische Platte, will es auch nicht sein, eher schon ein Dokument der Trauer. Und der Respektsbezeugung gegenüber jenen, die unter dem US-Imperialismus leiden. So gehört, ist diese Musik ehrlicher wahrer als vieles, was derzeit als musikalischer Kampflärm aber ebenso folgenlos, auf dem Plattenteller dreht.

Wild made in GDR

Als Ingrid Klein im vergangenen Jahr für Literatur KONKRET (Heft 9, 1984/85) dem dichtenden DDR-Nachwuchs nachspürte, da traf sie auch auf Hans-Eckardt Wenzel und Steffen Mensching ein Gespann, das das Liedertheater »Karls Enkel« mitbegründet und zu einer der wichtigen Klein- und Wanderbühnen der DDR gemacht und den beiden zugleich den Ruf eingebracht hat, die jungen Wilden der DDR-Poeterei zu sein. »Unser Dilemma«, sagten Wenzel/Mensching im Gespräch mit Ingrid Klein,« ist gleichzeitig unser Vorteil: Wir sind schwer einzuordnen, sind keine Komponisten, keine Musikprofis, keine Schauspieler, keine reinen Literaten, haben nichts Höfisches, wir schweben so dazwischen. Für viele kleine Kulturfunktionäre sind wir ein rotes Tuch, wie wir aussehen, was wir machen, und das geht doch alles nicht. Da passiert es schnell, daß man einen mordsmäßigen Hammer fängt, und das muß man vorher organisieren, das gehört für uns mit zur Regie, unter diesen Bedingungen etwas öffentlich zu machen.« Jetzt haben die beiden im Mitteldeutschen Verlag (Halle/Leipzig) ihr ersten Gedichtbände vorgelegt: Steffen Mensching »Erinnerung an eine Milchglasscheibe« und Hans-Eckardt Wenzel »Lied vom wilden Mohn«. Die beiden bekennen sich nahezu unisono zu einer Ästhetik der Brüche. Wo denn da die Schönheit bleibe, fragte man sie gut deutsch-demokratisch in einem Interview mit der Zeitschrift »Temperamente« (4/84), und Mensching gab die passende Antwort: »Hinter deiner Frage steckt doch ein Begriff von Schönheit, der Harmonie Ausgewogenheit ästhetische Ruhepunkte meint. Das ist für mich nicht Schönheit. Schönheit heißt für mich, Widersprüche aufzudecken, nicht vordergründig brutal, sondern so, daß man sie annehmen und aushalten kann. Unbequeme Dinge nicht wegzuschieben, auch wenn es dann gar nicht erbaulich ist.« Wie sie das meinen?

Etwa so: »Mein Kohlenhändler fährt einen Tatra« von Steffen Mensching: »Kohlrabenschwarz rollt er an mir vorüber. Gelegentlich/Möchte ich ihm zuwinken/Mit einem kleinen Fähnchen. So lernte ich es als Kind./Aber er würde es mißverstehen/Möglicherweise.

Und wer weiß schon, wie streng/Der Winter wird in der nächsten Zeit.«

Oder so: »Aber Mandeln, Genossen« von Hans-Eckardt Wenzel« »Aber Mandeln, Genossen, bittre, feste/Wolln wir die vergessen? Astern/Im Weinglas und die grüne Galle/Fällt vom schuppigen Dach. An Alles/Haben wir gedacht. Vorhersicht. Die Gesänge,/Die Gehänge unaufzählbar. Aber Mandeln,/Genossen, die bittren/Wollten wir beinahe vergessen .«

Eine linke Geschichte

Zum Jahreswechsel 71/72 schenkten Theo und Amalie Pinkus, hehre Gestalten linker und auch feministischer Bewegung, ihre Firma Pinkus & Co. der »Stiftung Studienbibliothek zur Geschichte der Arbeiterbewegung Zürich«. Die berühmte Buchhandlung in der Zürcher Froschaugasse 7 wurde der Pinkus-Genossenschaft übergeben. Das Gebäude in der Froschaugasse, das der Stiftung gehört und einen Wert von erst einmal locker geschätzten 2,2 Millionen Franken hat, ist jetzt der Mittelpunkt der Auseinandersetzungen zwischen der Genossenschaft und der »Stiftung« geworden. Da die Genossenschaft die Mieterhöhungen der »Stiftung«, die wiederum in einem Gebäude untergebracht ist das dem Schweizer Arbeiterhilfswerk gehört, nicht hinnehmen will, hat die »Stiftung« zum 30. September 1985 der Genossenschaft gekündigt mit dem Ziel, das Haus Froschaugasse zu verkaufen, um damit die Erweiterung und den Ausbau der »Stiftung« zu finanzieren. »Stiftungszweck ist die Bibliothek und nicht die Vermittlung von günstigem Laden- oder Wohnraum«, heißt es von Seiten der »Stiftung«, deren vorrangiger Zweck es ist, so Theo Pinkus, »revolutionäre Infrastruktur« zu schaffen.

Die Zukunft der Stiftung scheint gesichert: sie kann sich nun selbst zum Forschungsgegenstand machen. Eine unendliche, linke Geschichte.

»Etre et temps«

Einige wenige Franzosen haben jetzt die Möglichkeit, Heideggers »Sein und Zeit«, das wichtigste Werk des Schwarzwald-Philosophen in einer französischen Übersetzung zu lesen. Emmanuel Marineau, als Übersetzer bislang nicht hervorgetreten hat das bislang als unübertragbar geltende Werk ins Französische übersetzt und bei einem Pariser Kleinstverlag in der Kleinstauflage von 1 500 Exemplaren verlegen lassen. Erhältlich ist die Übersetzung im Buchhandel jedoch nicht. Die gesamte Auflage ging an Bibliotheken Universitäten und einige wenige Journalisten. Der Grund dieser Beschränkung ist einfach: Gallimard sitzt seit vierzig Jahren auf den Rechten für »Sein und Zeit«, aber der angesehene Verlag hat es bis heute nicht fertiggebracht, das Werk in Gänze herauszugeben.

Weisse Negerin

In »Schwarze Haut, weisse Masken« schrieb Franz Fanon: »für den Schwarzen gibt es nur ein Schicksal. Und es ist weiss. Schon seit langem hat der Schwarze die unstreitige Überlegenheit des Weissen anerkannt und alle seine Anstrengungen zielen darauf ab, eine weisse Existenz zu verwirklichen.« Gleichsam als Illustration zu dieser Ausgabe liest sich der Roman »Die Nacht des Baobab« von Ken Bugul (Unionsverlag, 192 Seiten, 16,80 DM):Mit einem Auslandsstipendium kommt Ken, eine Schwarze aus Senegal, nach Europa. Kontakte zu emigrierten Afrikanern und zu afrikabegeisterten Europäern zu finden, fällt ihr nicht schwer. Sie registriert ihr Anderssein, sie fällt auf, erlebt ein ständiges Wechselbad von Anmache und Ablehnung, wird zum Maskottchen einer Künstlerschickeria verliert sich, gerät ausser sich: ihrer schwarzen Haut wird sie nicht ledig und das weisse Gehabe bleibt Maskerade. Als sie sich entschlossen hat, heimzukehren, findet sie nur ein verwüstetes Dorf vor. Fanon: »Auf keinen Fall darf ich danach trachten, eine unverdientermassen verkannte Neger-Zivilisation wieder aufleben zu lassen. Ich mache mich zum Menschen keiner Vergangenheit. Ich will die Vergangenheit nicht auf Kosten meiner Gegenwart und meiner Zukunft besingen.«

Ken Bugul ist ein Pseudonym, hinter dem sich eine senegalesische Politikerin verbergen soll. Ihr Roman steht seit Monaten an der Spitze der westafrikanischen Bestsellerlisten.

Konkret 09/85, S. 86

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Wie ein Kind, das klaut, weil seine Eltern es vernachlässigen, erzwingt Theo, dem ich mich seit Monaten nicht mehr zugewandt habe, mit den verbotensten Metaphern meine Beachtung:

Eines nur ist sicher: Bräche in anderthalb Jahren der Damm, der bisher die Armen Anatoliens zurückgehalten hat, so würde die Millionenflut ohne Unterschied beide Ansätze hinwegspülen: den zur Integration im Schmelztiegel wie den zur Koexistenz im Flickenteppich.

Verzeih, Theo, ich bin ja bei dir; aber was sollen denn deine Studienräte denken, die nichts ahnen von der heimlichen Liebe, die dich an deine Bezugsperson bindet?

Fragen kostet nichts, dachte der Kulturcoiffeur und stellte sich dem Friedrich Dürrenmatt in den Weg:

Sie haben auch einmal irgend wo gesagt: »Jede Rolle bin ich.« Geht das überhaupt? Kann man Heiliger und Hure zugleich sein?

Raddatz will's wissen. Es hängt sein Herz daran. Denn könnte er's, müßte er sich nicht länger als Schafskopf und Filou zugleich bescheiden. Dürrenmatt aber roch den Teufelsbraten:

Nicht zugleich, nacheinander. Sokrates hat gesagt...

Raddatz ist so klug als wie zuvor. Doch jetzt will er alles wissen:

Sind Sie au fond sinistrer Skeptiker, gar Zyniker? Ein bißchen der liebe Gott? Ist es richtig, wenn ich in Ihrer Arbeit ein Détachement, ein Figurensetzen, sogar etwas Böses spüre? Entspricht es Ihrem Menschenbild, daß in jedem von uns der Mörder oder Verbrecher oder der Hitler steckt? Hängt das mit Ihrem Geschichts-Pessimismus zusammen? Geht das Ganze ineinander über oder ist es eine genaue Entscheidung bei Ihnen? Sie würden nicht so weit gehen zu sagen: Ich verstumme daran? Ist da ein Element des Spielers bei Ihnen? Was tut der Erfolg mit Ihnen? Was hat er Ihnen angetan? Ist das Publikum für Sie eine Kategorie? Haben Sie darüber einmal mit Frisch gesprochen? Ist Sartre und sein Werk für Sie irgendein Gegenstand, jemand gewesen, mit dem Sie sich beschäftigt haben? Ist da auch gelegentlich ein Gefühl des »vergebens« ? Daß alles vergeblich war, als Bilanz sozusagen?

Ich verstumme nicht daran, Dürrenmatt die sinistre Frage zu stellen, die dem Leser längst von der Lippe tropft: Warum haben Sie den reingelassen? Aber was ist von einem dichtenden Dämon schon zu erwarten, der sich aushorchen läßt, ob er mit dem Gegenstand Sartre beschäftigt war, mit Frisch gesprochen hat und alles umsonst. Ihm geschah nur Recht, daß er vom Raddatz belehrt wurde:

Nun gibt es heute aber auch, gerade unter den Frauen, wunderbare Schauspielerinnen.

Die gab's natürlich immer. Neueren Datums ist, daß es durchgefallene Schauspielerinnen gerade unter den Männern gibt.

Auf einer seiner »literarischen Exkursionen ins Ungesicherte« hat der »Zeit«-Schreiber B. Erenz den Verleger A. Matthes besucht, der kürzlich eines der miesesten antisemitischen Pamphlete seit Auschwitz auf den Markt gebracht hat. Doch Erenz ist Feuer und Flamme, als wäre es vor Nacht und Nebel:

Der Verlag, tatsächlich, ist ein einziges phantastisches, romantisches Selbstgespräch. Das macht Matthes' Bücher so faszinierend, das ordnet auf seltsame Weise all die disparaten Stücke: Artaud und Ignatius, Rasputin und Wittgenstein. » Widerspruch, Selbstwiderspruch, Irrtum«, sagt Axel Matthes, »sind das Wichtigste im Leben. Das macht das Leben reich. Wer sich nicht selbst widerspricht, ist tot. Irren ist nicht nur menschlich – irren ist das Menschliche. Nur das Tier irrt nie. «

Das macht den Führer menschlich: Er hat geirrt. (Sein Schäferhund nie.) Welchen Titel wird das nächste phantastische, romantische Selbstgespräch tragen, von dem sich A. Matthes eine Bereicherung (seines Lebens) verspricht? Himmlers Tagebücher?

In der »FAZ« wirbt F. K. Fromme um Verständnis:

Das Wort des Kardinals Wetter, die Abtreibungspraxis in der Bundesrepublik verdiene den Vergleich mit den Atombomben auf Japan vor vierzig Jahren mag Nichtvergleichbares vergleichen. Es ist Farbgebung für eine katholische Position, einer Kirche, die wegen Weltferne auf dem Rückzug erscheint, muß man den Versuch der sprachlichen Lebensnähe zugutehalten.

Das nenn ich Grandezza. Umso betrüblicher stimmt, daß diese Kirche, als sie noch nicht auf dem Rückzug war, keineswegs sprachliche Lebensnähe gesucht und etwa die Atombomben auf Nagasaki und Hiroshima oder die »Reichskristallnacht« mit der Tötung ungeborenen Lebens verglichen, sondern das eine ganz in Ordnung gefunden und das andere unters Beichtgeheimnis genommen hat. Nur die Frankfurter Redakteure blieben, beim Vormarsch wie beim Rückzug, in Treue fest: Sie warben immerfort um Verständnis.

Der J. Fuchsberger will etwas bemerkt haben:

Man kann das Wort Heimat langsam wieder benutzen, ohne daß man sofort in den Hintern getreten wird.

Das ist eine jener Entdeckungen, die nur machen kann, wer darauf achtet, mir stets um Schrittlänge vom Leib zu bleiben.

Das alltägliche Heldentum des R. Winter, Chefredakteur bei der Illustrierten »Stern«:

Daß die »Flick-Affäre« ein Desaster war, daß die Beteiligten sich schuldig machten, indem Sie sich gegen die Hygiene dieses Staates vergingen – das zu konstatieren braucht man eine freie Presse. Die Presse, auch der »Stern«, hat sich dieser Aufgabe unterzogen,

um nicht zu sagen: untergezogen – als dieses Staates Hygienebinde, deren Erfinder, dem Sanitätsgefreiten Winter, ein dreifach Hoch zu singen ist.

Eine vormals sozialdemokratische Hamburger Boulevardzeitung kämpft verzweifelt mit der übermächtigen Konkurrenz von Springer und Duden:

» Wir fahren nicht nach Bremen, um uns dort kampflos eine Niederlage abzuholen« blasen Martin Giesel und Bastian Hellberg ins gleiche Horn... »Die zwanzig Minuten habe ich doch gut gespielt, oder?« unterstreichte Gerber seine Hoffnungen.

Es sollte natürlich »unterstroch« geblusen werden.

Der Springer-Redakteur v. Loewenstern wollte einmal auf das Urteil des Bundesverfassungsgerichts über die Versammlungsfreiheit schimpfen:

Das Urteil erwähnt, daß bei Brokdorf zehntausend Polizeibeamte aus aller Herren Bundesländer aufmarschierten. Aber der Autor (des Urteils) macht sich keine Gedanken, wie man der kriminellen Wanderarmee zu begegnen hat. ..

An dieser Stelle nahm ich das elementare Menschenrecht des Aufhörens wahr.

Das Ende eines Leserbriefs.

Diese Tatsache hat sogar eine historisch determinierte Dimension bzw. Komponente.

In diesen knappen Worten erzählt der Autor die traurige Geschichte eines hinterfragten, anpolitisierten Lebens, das zwischen Organisationsdiskussion und Magisterarbeit in Sozialpädagogik den Weg in die Abonnentenkartei der »Frankfurter Rundschau« fand, wo es nun (Prinzip Hoffnung!) wartet, daß der Kuß des Leserbrief-Redakteurs es zur Selbstverwirklichung erweckt.